

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938**

29 (17.7.1938)

# Die Sprache des Dichters

Zum Beginn der Reichsfestsche in Heidelberg  
von Wilhelm von Scholz

In der wunderbaren Sprache unseres größten deutschen Dichters wird der Faust zu Beginn der diesjährigen Reichsfestsche wieder aufleben. Die Feinheiten und Eigenheiten dieser großen Dichtung Goethes werden uns im tiefsten empfinden lassen, wie das Wort des Dichters zu wirken vermag. Der nachfolgende Beitrag eines Dichters über die Sprache wird unsere Leser mit der Bedeutung des Dichtervortes bekannt machen.

Ich erinnere mich daran, daß man uns in der Schule etwas von „poetischer Lizenz“ erzählt hat, was mir nie recht hat einleuchten wollen. Poetische Lizenz — das sollte soviel heißen wie: der Dichter darf sich der Sprache gegenüber mancherlei herausnehmen, was dem Profaissten und dem nüchternen Mann des Alltags, wenn sie die Sprache anwenden, verboten ist. Der Dichter sollte die Worte im Satz ohne weiteres gegenüber den Forderungen des richtigen Sachbaus umstellen dürfen, wenn es ihm den Reim ermöglichte, oder auch veraltete Formen anwenden, wie „siebet“ statt „siebt“, wenn er einen Versfuß mehr brauchte; gewagte, selbst unsinnige Bilder und Vergleiche sollten ihm gestattet sein, wenn sie nur seiner Leidenschaft, seinem Ueberchwang gemäß wären. Und was der Torheiten mehr sind, die Dichter begehen und die Schulmeister (hier in ungutem Sinne) gerne als Recht der Dichter ausheken. Ich sage gleich: von diesen armseligen Notbrücken, mit denen man den Dichtern einen Dienst zu erweisen dachte, aus führt kein Weg zum Verständnis der Dichtersprache und ihres tiefen Unterschiedes von der Alltagsprache.

Man denke sich einmal einen Vorzeitmenschen, der aus Mitleidungsbedürfnis, statt mit Worten zu schreiben, in grobem Umriß das Ding zeichnete, das er nicht benennen konnte (ein Vorgang, der noch in unserem Ausdruck „etwas bezeichnen“ erhalten ist), ein Haus also so hinstrichelte, wie es unsere Kleinsten, wenn sie eben den Griffel halten, zusammenstricheln — und daneben dann die kunstvolle Zeichnung oder Malerei eines wirklichen Künstlers, der durch sein Werk niemandem eine bloße Mitteilung machen, sondern einen Eindruck, ein äußeres und inneres Geschautes aus reiner Freude daran, wie erregend schön und gegenwärtig es ist, festhalten und wiedergeben möchte; dann hat man Alltagsprache und Dichtersprache nebeneinander.

Die Alltagsprache ist ein reines Verständigungsmittel zwischen den Menschen, die Dichtersprache ist Ton in der Hand eines Bildhauers, Farbe in der Hand eines Malers, Saiteninstrument in der des Musikers. Sie will nicht wie die Alltagsprache Mitteilungen, Berichte, Erklärungen weitergeben, sondern Freude, Gefühl, Anschauung, tiefe Lebenskenntnis, ja Glück ausstrahlen.

Die Worte des Dichters klingen und singen, sie malen, sie gestalten, selbst wenn sie im Hinblick auf ein gewandtes Sprechen oder Schreiben nur zu stammeln scheinen. Das Stammeln des Dichters kann in seinem Suchen unendlich sinnhafter, gefühlstärker Ausdruck sein. Wenn der junge Goethe unbedenklich so ein paar Verse hinsetzt:

„Denn mein Herz hat groß und viel Begehrt,  
was doch in der Welt an Freude war“,  
allen Sonnenschein und alle Bäume,  
alles Meerestad' und alle Träume  
in mein Herz zu fassen miteinander —“

so ist das hingefammelt und doch tausendmal schöner als manch wohlgefügtes Gebicht und ist echtste lyrische Dichtung.

Aber abgesehen davon, daß die Sprache des Dichters sich bemüht, alles so zu sagen, daß es als Wirklichkeit gefühlt wird, daß das Wort mit seinem Zauber alle Erinnerungen und Erlebnisse in uns wachruft, an denen sich nun unsere Phantasie belebt und aus denen sie die Bilder zu der Dichtung schafft — abgesehen davon gibt die Sprache des Dichters dem Lebenden oder Hörenden Bewegung, Schwung, Rhythmus. Sie ist wie eine mit-



Im Heidelberger Schloßhof

In Schloßhof zu Heidelberg  
Reichsfestsche 1938  
von Wilhelm von Scholz

Zeichnung: Knoth

ziehende, die Seele und fast den Körper in Schwingung verlebende Musik.

In einer lebendigen Sprache wird immer der Zusammenhang noch fühlbar und erkennbar sein zu dem ersten Quell der Sprache überhaupt, zu dem hallenden Laut, den übermächtiges Gefühl, ungestaltet noch, hinausdrängt. Wie da das Gefühl in die Kehle drängt, die Luft als Schall hinauspreßt und plötzlich den Rohstoff befaßt zu beidem, der Sprache und der Musik — das ist ein Vorgang, mag er weit in die Frühzeit des Menschengeschlechtes zurückgreifen und vielleicht Jahrtausende der Entwicklung gebraucht haben, so groß und gewaltig, daß er in mythischer Erstmaligkeit, wie die Herabbringung des Feuers, vor unserm rückschauenden Auge steht. Dieser Vorgang klingt überall in der Dichtersprache nach.

Dann hört man in manchen durch unendliche Entwicklung noch so veränderten Wörtern den frühen Menschen hindurch, wie er Laute nachzuahmen sucht und sich freut, wenn es ihm gelingt. Ist nicht aus Worten wie „dunkel“, „dumpe“, „hohl“ die raumhafte Dämpfung, die der Ton in Höhlen, unter Gewölben erfährt, deutlich gegeben? Dem wird die Dichtersprache immer nachtrachten. Denn die lebendige Sprache, wie sie der Dichter haben muß, schafft, wenn sie ohne gedankliche Zerfetzung aus dem

Innern des Menschen hervorgeht, nicht bloß die leicht in die Mittel der Sprache zu übertragenden kennzeichnenden Laute nach, sondern mit ihrer Hilfe stellt sie auch Gesichtsbild und Gefühlsvorstellungen sinnhaft dar. Ich glaube, daß in der Zeile

„Scheiben klirren in Scherben“

weit mehr als der bloße Gehörsvorgang in die Vorstellung gezwungen wird, daß mit dem Eindringen des „r“ statt des „i“ in das Wort „Scheiben“ das unmittelbare Dasein des Gesichtsbildes der zersplitternden Glasflächen durch den klanglich entsprechenden Ausdruck aufs höchste unterstützt wird. Die starke innere Gesichtsvorstellung erzwang sich unmittelbar das gemäße Wort. Eichendorff erweckt einmal den Gesang der Wolkenfrauen im Winde, das unwillkürliche Erklingen einer Melodie durch eine Verszeile, die fast nur aus langen und kurzen, von selbst melodisch-rhythmisch stimmenden J-Lauten besteht:

„Die singen im Wind ihr Lied —“

Wie diese verhältnismäßig einfachen Sinneneindrücke vermag die Sprache in immer feinerer Bereitung zuletzt auch rein geistige Vorgänge sinnlich lebendig zu machen!

Der Dichter muß eben mit dem Gefühl in seiner Sprache weit zurückgetaucht sein bis zur sinnhaftesten Klanggebung des Wortes aus den Dingen.

# Bey Straff verboten

Volkstümliches aus einer Schwarzacher Ordnung — Von Dr. R. Kollnig

In einem dicken Kopialbuch des Karlsruher General-Landesarchivs sind eine Menge Ordnungen, Weisungen und Verträge in Abschrift enthalten, die vom 15. bis zum 18. Jahrhundert von dem Kloster Schwarzach für seine Dörfer und Untertanen herausgegeben wurden. Zum Kloster Schwarzach gehörten zum Beispiel die Gemeinden Simsbuch, Marbach und Memmreuthshausen. Aber auch in zahlreichen anderen Ortschaften war das Kloster begütert, sogar drüben im Elsaß in den Ortschaften Dossenheim, Dangolsheim, Drufenheim, Müllolsheim, Schwindradheim. In einer Abschrift des 18. Jahrhunderts, aber sicherlich in das 17. Jahrhundert zurückreichend, überliefert uns das genannte Urkundenbuch eine sehr interessante Rüggerichtsordnung, die eine Reihe von Verboten bislang üblicher Volksbräuche enthält. Es ist ja so häufig der Fall, daß wir über mancherlei Bräuche vergangener Jahrhunderte nur durch Verbote unterrichtet sind. Wir greifen aus dieser Schwarzacher Ordnung einige

Der Herrschaft waren auch die Kunststücken, die Heimstätten volkstümlicher Ueberlieferung, ein Dorn im Auge. Die Kunststücken und nächtliche Zusammenkünfte absonderlich in der heiligen meynacht sollen gänzlich abgetan und bey straf 8 pfund pfennig oder 6 gulden verboten seyn. Es seien noch einige Bestimmungen, die das dörrliche Leben betreffen, aus der Ordnung mitgeteilt. „Sollt sich fürterhin keiner gelästen lassen“, so heißt es darin, den hant in seinem hant zu dörren, noch zu breden (sondern dergleichen arbeit soll in denen dazzu behesten und aufgerichteten hant- und bredhäufern verrichtet werden bey straf 10 pfund pfennig oder 10 gulden.“

## Der Sonnenschein

Von Carl Lam m

Ging eine Maid den Liebsten fragen,  
Ob die Sonn' auch morgen schein'.  
Spricht der Liebste: Kann's nicht sagen —  
Morgen mach' ich nicht allein.  
Sagt die Maid und lacht im Weinen:  
Machst auch morgen nicht allein,  
Wird mir doch die Sonne scheinen;  
Bring ich dir doch Brot und Wein.

Beispiele heraus, die uns einen Einblick in das bäuerliche Leben der Zeit ermöglichen. Eine Reihe von Bestimmungen beziehen sich mit den Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Lande: „Es solle bey den hochzeiten die schappel-burich und zehrföhnen bey straf 3 pfund pfennig oder 6 gulden abgetan und verboten seyn, die morgensupp also täglich eingebracht und angeheilt werden, das man nicht räuflich, noch zu spat sondern nüchtern, sitzhaft ohne getümmel und bezzeiten nemlich aufs höchst um 9 Uhren in die kirchen kommen bey straf 1 pfund pfennig oder 2 gulden.“ „Die Spielleut sollen auch den tag vor der hochzeit gänzlich abgestellt und verboten seyn bey straf 1 pfund pfennig.“ „Es wird das schieben bey denen hochzeiten und kindstaunungen maßen allshon einige obgelegeneit daben verpöhrhet worden, hie mit unter 2 gulden straf ernstlich verboten.“ „Es sollen auch die hochzeiten, wie gebräuchlich in denen würtzhäufern gehalten werden.“ So manches an diesen Bräuchen, die jetzt bei strenger Strafe verboten wurden, war alte Volksüberlieferung.

Aber vieles, was im Volk tief verwurzelt war, was ja auch letztlich mit seiner volkstümlichen Art zusammenhängt, ließ sich nicht so ohne weiteres abtun. Der ganze Reichtum des oberbayerischen Fasnachtsstrebens, wie es jetzt wieder in den alemannischen Dörfern und Städten zu beobachten ist, hat sich bis heute lebendig erhalten. Der Abt von Schwarzach hatte in seiner Ordnung festgelegt: „Wird der ärgerliche mißbrauch sogar auf den absermitwoch die sachnachtsarbeiten fortzuführen bey 5 gulden straf verboten sein.“ „Angleichen wurde zum besten der gemeinden die zehrunge, sacht-trunk und austeilung der gemeindgelbern hie mit ernstlich verboten.“

## Wir erhalten die Kunstdenkmäler

Die Sammlung „Kunstdenkmäler Badens“ ist durch den Band des Amtsbezirks Karlsruhe-Land und Ettlingen, bearbeitet von Emil Vactor, Peter Girschfeld und Wilhelm Paefeler und erschienen im Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, erweitert worden. Die beiden Bände enthalten insgesamt 371 Abbildungen, 80 Tafeln und zwei Uebersichtskarten und kosten 7,80 RM. in Leinen bzw. Karton 5,80 RM.

Baden als Grenzland hat nämlich auf neue seine Sendung zu erfüllen. Es bewahrt daher mit Präzision alles, was aus der Tiefe seines Volkstums gemacht ist. Zu seinen schönsten Aufgaben gehört die beschreibende und bildliche Erfassung und fortdauernde Erhaltung der künstlerisch hervorragenden Einzeldenkmäler, seien es alte Fachwerk-, Baur-, Rathhäuser, Burgen, Schlösser, Pfaffen, Kunsthandwerkliche Gegenstände, alte Tore, kurzum alles wertvolle, das unsere Vorfahren mit Fleiß, Verständnis und artem Können geschaffen haben. Bei allen diesen Denkmälern, die das Merkmal einer wirklichen, lebendigen Kunst aufweisen, haben wir immer wieder auf die Tatsache, daß die Künstler und Kunsthandwerker deutschen Blutes bei der Gestaltung ihrer Werke, diesen immer einig und allein deutsche Äuße verliehen haben. Ihre Schöpfungen wuchsen aus der festlichen Substanz des eigenen Volkes. Nirgends haften ihnen irgend etwas Fremdes an. So ist in der Sammlung „Kunstdenkmäler Badens“ nur volkstümliches Kunstschaffen Raum gegeben und in den artem Zusammenhänge des Lebensganges eines Volkes und seiner Geschichte gefaßt.

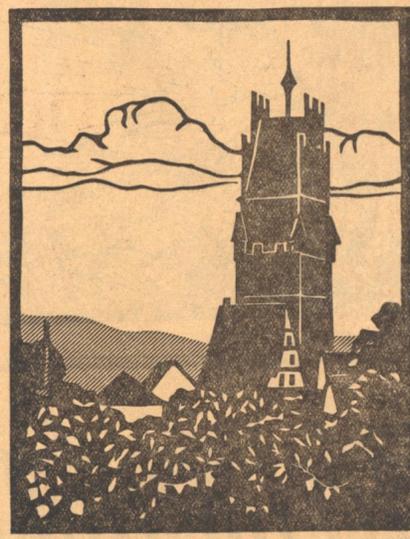
In jedem Baudenkmal wird Geschichte gefaßt. Was bodengebunden gewachsen ist in seiner Gestalt von eindeutiger ganz ausgedrückter Prägnanz. Hier nehmen wir das Unmittelbare, Unstillsche und Geste wahr, so einfach, nüchtern auch manchmal auf den ersten Blick erscheinen mag. Wichtiger als der überladene Reichtum der Formen ist doch die Eindeutigkeit der Haltung und die Kraft der Gesamtanschauung. Der Wille zur Gemeinschaft verleiht sich allein schon im Geantand des Bauens. Die Wurzeln, das feste Haus, der Fachwerkbau, die hohen Bauernhäuser sind Denkmäler deutscher Selbstbewußtsein.

Betrachten wir z. B. die schönen Fachwerkhäuser in Zedolsheim und Linfenheim, dem prächtigen Fachwerkbau des Rathhauses in Leopoldshafen oder Griesheim. Spricht aus diesen Bauten nicht nur der strenge Wille, sondern auch die helle Freude an Schaffen, der Stolz am Besitz, die Geradheit des Bauern, die natürliche Weiterführung der im Volkstum und in der Geschichte begründeten Ueberlieferung. Als ob im deutschen Heimatboden das Gefühl der Holzbaute verlebten ist, so schienen die Planen des Fachwerkes den Gedanken der alten germanischen Holzbauer schmückend über die gemauerten und farblich gezeichneten Wandflächen des Hauses empor bis zum Scheitel.

Viele und oft die schönsten Kunstdenkmäler sind den härmlichen Zeiten und dem Unverstand neuerer wüßiger Menschen zum Opfer gefallen. Was aber heute noch steht als Ruine denkwürdiger Vergangenheit, ist ein Unterpfand dafür, daß die Heimat der Schöpfer dieser auf einem überkommenen Baudenkmal auch den künftigen Geschlechtern Heimat bleibt. In unsern Kunstdenkmälern

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wurde der erste Tabak in Deutschland angebaut, der im vorhergehenden Jahrhundert aus Amerika herübergebracht war und mit ihm auch die neue Mode des Tabakrauchens oder des Tabaktrinkens, wie man damals sagte. Allerorten ergingen Verordnungen gegen dieses „Kaster“. Auch in der Schwarzacher Ordnung wird dagegen Stellung genommen: „Das tabak-trinken sowohl vor der kirchen als zu hant in den scheuern und fällen, allwo heu oder strohe liegt und leichtlich ein unglück entseßen kan, soll bey straf 3 pfund pfennig verboten seyn.“ Und schließlich verbot die Ordnung, „daß die leut schwein den ganzen tag durch im dorf herum laufen lassen, von welchen die zäune durchgerissen und in gärten und feldern schaden getan wird.“

„Den knaben, dienstkräften, fremden oder heimischen solle das spielen um geld keineswegs, wol aber um ein schoppen wein für kurzezeit erlaubt sein.“ So überliefert diese Ordnung mancherlei Züge des ländlichen Lebens aus dem 17. Jahrhundert, Bräuche, die längst verklungen sind, Sitten, die Land und Leute der damaligen Zeit kennzeichnen.



Schwabentor in Freiburg  
Scherenschnitt von Hildorf. Abt.

verwalten wir gemeinsames deutsches Gut, deutschen Besitz und deutsches Erbe. So sollen die beiden neuen Bände erfasst werden, sie sollen jedem Volksgenossen den Weg der Zunahme erleichtern und ihn hinführen zu dem wertvollen Gut, das unsere deutschen Vorfahren uns hinterlassen haben. Eugen Singer.

## Auslandsdeutsches Schicksal in der Dichtung

Die Teilnahme an Wohl und Wehe unserer deutschen Brüder und Schwestern in fremden Staatsverbänden wächst mit der Einbindung deutschen Geistes und deutscher Zukunftsgehaltung aus der Umflammerung von Versailles und Genf. Das lebendige Volkswußsein ist das vornehmste Ergebnis einer politischen Erziehung geworden, die in Europa Demagogie ausgelöst hat, und für seine Mäße Probleme aufst, die nicht mehr jenstis der artem vordererindischen Politik mit den Jahren einfach entschimmern können. Die Ereignisse in der Tschecho-Slowakei sind von einseitiger Willkür für die tiefe Verankerung der aufgeworbenen Frage. Die Traut des Lebens ist in seinen sich fortgesetzt steigenden Akten überlast geworden.

So ist das Ergehen einer nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufgebauter Werke willkommen, die sich grundständig mit dem Sudetenensium, seiner derzeitigen Lage und seiner Geschichte auseinandersetzen. Das eine von Kurt Wörbach, einem ausländischen Kenner des tschecho-slowakischen Scheiterns: „200 000 Sudetenensium“ und der tschechische Vernichtungskampf gegen 3 1/2 Millionen Sudetenensium und seine volkspolitischen Auswirkungen“ (im Deutschen Volkswort, München, 6 RM.). Der Titel erinnert an jene nächste Freilassung der Trauer Regierung vom Jahre 1934, monach 200 000 Erwerbslose nicht mehr an ihren verlassenen Arbeitsplatz zurückzuführen.“ Und daß diese 200 000 Sudetenensium sein werden, ist halbamtlich seitler oft genia verlautet.

Das Buch ist die erste zusammenfassende Darstellung des tschechischen Kampfes gegen das Deutschtum und als solches ein erschütterndes Dokument menschlicher Niedertracht und eines Nationalitätenhasses, zugleich aber auch ein Zeugnis der Unbeirrbarkeit und des Lebenswillens eines niemals zu zerbrechenden Deutschtums. Dem Stoff gegenüber, den der Verfasser hier zusammengetragen hat, sind die aufwühlenden Reizstoffe der letzten Wochen nur mäßige Bilder, die nur die ähneren Umrisse des tschechischen Vortages andeuten. Die inneren Verströmungen dieses Staates, der dauernde Griff ans Volk, die planmäßige Untergrabung der Volksgesundheit und die vorläufige Erschlaffung der tschechischen Wirtschaft weik Kurt Wörbach in geradezu erschütternder Präzision aus einem einmündigen Quellenmaterial herauszuarbeiten. Die Erklärungen tschechischer Staatsmänner, die Werke

tschechischer Universitätslehrer und die Berichte und Stellungnahmen tschechischer Zeitungen bieten hierzu die Grundlagen. Andem Vortage in reicher überflüssiger Gliederung die einzelnen Gebiete Bodenjaage, Wirtschaftsentwicklung (nach den Zweigen) und die volkspolitischen Ausrichtungen in ihrer Wandlung von der österreichisch-ungarischen Seinsweise in der gewalttätigen Nationalisierungsbestrebungen bestimmten Verhältnisse der tschechischen „Demokratie“ genau aufzudeuten, schafft er im Veler eine erhebliche Abrundung und nachhaltige Vorbereitung der neuen tschechischen Frage.

Weit in die Geschichte dieses Landes, bis ins 18. Jahrhundert zurück, führt uns das von Alfred Schmidtmayer erzählte Werk: „Der Weg der Sudetenensium“ (München, Kraus, Karlsruhe, 3,75). Wohl selten fand geschichtliche Venden mit der neuen Breite ihrer politischen und geistig-weltanschaulichen Auseinandersetzungen so tief ausgearbeitet und so gründlich in den tschechischen Raum. Aber hart und vertrauensvoll stand dieses Volk in den Stürmen der Zeit, vertrauensvoll auf seine Kraft und gefestigt durch das Bewußtsein des Rechts auf seine Scholle.

Vom Auftauchen der „arauen Mäde“ in Böhmen bis zum Einbruch des Bolschewismus handelt das Buch. Lebensvoll durchleuchtet der Verfasser die komplizierten und verwickelten Beziehungen, aus denen die Uebelstände und die Diffinitionen sich besonders abheben. Wenn wir den Geist der tschechischen Priester mit der tschechischen Verfassung der tschechischen Seele in Verleisung setzen, so drängt sich uns der Eindruck auf, daß die blinde Festhaltung des Sufitismus heute in den Formen moderner Zivilisation seine Aufrechterhaltung in bemerksamer Reinheit gefunden hat. Von dieser volkstümlichen Genierart aus betrachtet, erstrahlt im tschechischen Verhältnis mit wenigen Ausnahmen immer dieselbe Melodie in der Geschichte, auch in Anbetracht der Tatsache, daß es stets die Deutschen gewesen sind, die als Antagonisten durch ihre Leistungen für das Tschechentum an Vorbild und Ansporn auftraten. Schmidtmayer trägt in seinem Buche viel dazu bei, diese Grundlagen an Klären und die Grenzen richtig abzugrenzen. Mit artem Einficht für eine klare geschichtliche Linie und in flüssiger sprachlicher Gewandung breitet er die zeitlich weiträumigen Beziehungen aus, wobei aus den einzelnen Epochen immer die wesentlichen Äuße des deutschen Schicksals erkennbar werden.

Nach Siebenbürgen, ebenfalls in unaltes deutsches Siedlungsland, führt uns das Nelelebuch der norddeutschen Dichterin Helene Voigt-Diederichs: „Gast in Siebenbürgen“ (Tübingen, Verlag, 3,00). Helene Voigt bringt uns hier weniger das Erlebnis des Kampfes um tschechisches Volkstum als vielmehr das einer in der Tiefe der Herzen und der Landschaft erfüllten Volkskultur.

In den befechteten 88 künstlerischen Kupferstichen gelnait die Ergründung der tschechischen Anstimmung durch die tschechische. Das Buch ist reiche Poesie. Es enthält für den Leser in die Schönheit und den Reiz des tschechischen Volkstums, von denen die Dichterin so trunken geworden ist, daß ihr dieses Schauen aus einem inneren Amana heraus in die Feder floß. Auf Einladuna der Siebenbürgen Sachin ist sie in dieses Land aereit, um Vorlesearbeiten in den Städten zu halten. Dabei „dichtete“ die wahre Seele der Künstlerin menschliches Schicksal und die Kräfte des Lebens zu einem Werk, das der innigste Dank bleiben wird für die sich in unendlicher Dermaligkeit verhörmende Aufnahme einer Deutschen aus dem Reich. Kurt Knittel.

### Im Terror des Kunstbolschewismus

Urundenammlung des „Deutschen Kunstbolschewismus“ aus den Jahren 1927-33 von Bettina Feilke-Hohmeder. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1938. Preis: Gebunden 3,85 RM.

Der zafentenden Kunstverfuchuna ist in der Kampzeit mit keiner härteren Waffe becamet worden, wie durch die von der Deutschen Kunstszene in Gemeinshaft mit dem Deutschtum herausgegebenen „Deutschen Kunstverfuchuna“, die vom tschechischen Beobachter bis zum „Kunstbolschewismus“ Braktins in der artemgemäßen Breite nachgedruckt wurde. Es bleibt ein nicht zu unterschätzen des Verdienst der Kunstbolschewistin des „Bildes“, Bettina Feilke-Hohmeder, die seit 1927 bis heute den „Deutschen Kunstbolschewismus“ beforat, einmal die wesentlichen Kampfanfänge gegen die ehemals führenden Lieber, Beer, Beck, Beck, Purr- und sonstigen Männer in einem umfangreichen Bande vereint zu haben. Das aus 77 Rollen, von 1927 bis zur nationalsozialistischen Erhebung ausgelesene Quellenwerk bezeugt, mit welcher unerschütterter Treue die Verfuchung die Verfallensbestimmungen des Kunstbolschewismus bloßgelegt hat. Für die tschechische Dichterin der Epochenzeit hält die rein vom tschechischen Standpunkt geschriebene Urundenammlung viele ungläubige Vorformulierungen, die verdienen als abschreckende Beispiele im Gedächtnis gehalten zu werden. Das zeitlichste Buch läßt aber auch die innere Notwendigkeit der Kunstbolschewisten erkennen und ist der jüngeren Generation eine Mahnung, den Kampf um die Kunst im Geiste Ditters kompromißlos zu Ende zu führen. Fritz Wiffendorf.

## Frühgeschichte im Dorf

Von Prof. E. Wahle, Heidelberg

(Schluß)

Ein sehr eindringliches Zeugnis alter und eifriger Nutzung des heimatischen Bodens haben wir dort vor uns, wo die Funde ein fortgesetztes Siedeln auf kleinem Raum bezeugen, wie z. B. auf der Gemarkung Wiesloch. Schumacher hat auf diese „Kontinuität“ der bestellten Stellen“ zuerst hingewiesen. Man versteht es, daß dort, wo besondere Arbeitswerte in dem Boden veranfert worden waren, die nachfolgenden Bewohner des Landes gerne wieder hineingegangen sind; auch leicht es ein, daß der Vorteil bestimmter topographischer Punkte stets gelockt hat. So wenig aber diese Fälle zur Norm genommen werden können, so wenig dürfen sie auch dazu führen, ein besonderes Alter der heutigen Siedlung zu konstruieren. Denn wenn hier die einzelnen Perioden der Vorzeit einander so die Hand reichen, daß man an eine ununterbrochene Besiedelung durch viele Jahrhunderte hindurch denkt, etwa die ganze tschechische Zeit des Landes hindurch, so fehlt doch regelmäßig die Fortdauer der Siedlung über die Römerzeit in das Mittelalter hinein. Das reiche Fundgebiet des tschechischen Wiesloch liegt demnach auch ganz abseits der heutigen und deutsche Namen tragenden Orte.

Die Frage der Anknüpfung an die Arbeitswerte älterer Bewohner des Landes berührt sich mit derjenigen nach dem Verhältnis des Menschen zum Wald. Die Gräber und Siedlungsreste liegen im Wald wie im Ackerland, die Grabhügel fast ausschließlich auf den bewaldeten Höhen. Die historische Geographie macht es sehr wahrscheinlich, daß die heute waldbedeckten Teile des Landes schon in den letzten Jahrtausenden v. Chr. ihr Waldkleid getragen hätten. Danach hat man also gerne die Grabstätten wie auch zum Teil die Siedlungen in dem Wald angesetzt. Hinsichtlich des zu diesen Bauern gehörenden Ackerlandes fehlen uns natürlich die selten Anhaltspunkte. Zerstreut, kleine Grenzmaße um, wie sie in England und auf Island als Zeugnisse frühgeschichtlicher Acker gefunden worden sind, können wir in unserer intensiu genutzten Gebiet nirgends erwarten. So bleibt nur die Vorstellung, daß die alten Acker irgendwo im Bereiche des heutigen Feldes gelegen haben. Wie weit sich der Wald damals gegen sie hin er-

streckte, und in welchem Umfang die Ackerflächen auf Rodung zurückgehen, steht ganz dahin. Jedenfalls aber sind die älteren Geschlechter hier die unmittelbaren Erben der älteren, wenn sie die offenen Flächen weiter nutzen und von ihnen her die neuen Flächen übernehmen. Gerade wenn man sich vorstellt, daß die Siedlungen inmitten einer vornehmlich bestellten Landschaft liegen, versteht man es, daß die Funde gerne das Bild einer Kontinuität, d. h. des Anknüpfens der Jüngeren an die Arbeitswerte der Älteren ergeben. Die besonders eindringlichen Fälle der Kontinuität legen aber noch weiter die Frage nahe, ob sich nicht an solchen Orten diejenige Vorkolonisation als gesellschaftliche Unterschicht hält, welche auch anderwärts den Bevölkerungswechsel überdauert und z. B. den Germanen die tschechischen Ortsnamen übermitteln. Dieser Gesichtspunkt bringt uns zu der dritten Fragestellung: der Bestimmung des Dorfes zum heutigen Volkstum.

Obwohl Baden zum größten Teil zeitweise zum römischen Reich gehörte hat und vorher lange tschechisch war, so hat sich hier doch das germanische Volkstum durchgesetzt und damit das deutsche Mittelalter heraufgeführt. Die Feststellung, daß nur ganz wenige Orte uneres Landes auf die tschechische Zeit zurückgehen, gibt die Bedeutung der germanischen Landnahme für die Dorfgeschichte zu erkennen. Die anthropologische Auswertung dieses Vorganges aber ergibt sich aus den Reibengräberfeldern, in welchen die nordische Volksform unbedingt vorherrscht.

Die Frage nach dem Volkstum der vorkermanischen Bewohner des Landes kommt hier nur soweit in Betracht, als diese unterschichtlich in der germanische Zeit eingehen. Sie drängt sich uns auch dadurch auf, daß die heutigen anthropologischen Befunde tschechischer Lande wesentlich anders sind als jene der Reibengräberzeit und wir damit vor der Ueberlegung stehen, ob uns die merovingischen Friedhöfe nur einen Teil der Bevölkerung jener Zeit veranschaulichen. Anthropologisch sind die Reiten der Germanen sehr nahe verwandt; der Stammbaum unserer dunklen, kleinen und kurzfüßigen Typen geht also mindestens auf die nichttschechisch-jungsteinzeitliche Bevölkerung des Landes zurück. Diese Ueberlegung verleiht jedem Funde eines meßbaren Schädels be-

sonderen Wert. In einem solchen Beispiel wie demjenigen des Reibengräberfeldes von Oberrombach wird es einmal möglich sein, die reiche, eben noch in Förderung begriffene anthropologische Ausbeute in Beziehung zu bringen zu den heutigen Bewohnern des Ortes. Die Schädels aus den vorliegenden Zeiten jedoch sind uns wohl immer nur die Dokumente für die Volksform einer Gausgemeinschaft oder gar eines ganzen Volkes; ihre Zahl wird wohl stets zu gering bleiben, als daß sie uns ein anthropologisches Bild einer dörrlichen Lebensgemeinschaft und keine Wandlungen vermitteln könnte. Aber nicht nur in der Volksform und Arbeitswerten steht diese vorkermanische Zeit in die Gegenwart hinein. Es ist zu prüfen, ob sie in Kurzbeschreibungen und topographischen Namen, in den Stätten des Kultes und in den festlichen Höhepunkten des Jahreslaufes, ob sie insgesamt in demjenigen Stoff zum Ausdruck kommt, dessen Verarbeitung Sade der Volkstum ist.

In den Ueberlegungen, die zur Behandlung dieses Themas geführt haben, wurde zuerst daran gedacht, die „Frühgeschichte des Dorfes“ zum Vortage zu nehmen. Das ist etwas anderes als „Frühgeschichte im Dorf“ und ist insbesondere weniger. Unter dem Titel „Frühgeschichte des Dorfes“ erwarten wir eine Behandlung der älteren Ortsgeschichte, welche von den früheren Arbeitsleistungen und Siedlungen der betreffenden Gemarkung zu der Lebensgemeinschaft des Mittelalters führt, aus welcher dann das heutige Dorf hervorgeht. Das Thema „Frühgeschichte im Dorf“ schließt diese wissenschaftlichen Vortage keineswegs aus, wie sie ja überhaupt mit verfallender Popularisierung nicht gemein haben will. Doch wird hier die Vergangeneit benutzt von dem Gewordenen aus gesehen. Daruns ergaben sich die oben behandelten Gesichtspunkte, welche den einzelnen Fund in Beziehung bringen zum heutigen Ort, zum heute genutzten Boden und zum heutigen Volkstum.

Das Welen des Themas „Frühgeschichte im Dorf“ liegt nicht im Stoff selbst, sondern in der Vordichtung, unter welcher er zum Leben gebracht wird. Diese Betrachtung vom Gegenwärtigen her bedeutet eine ganz bewußte Wertung der Vergangeneit. An die Stelle der nüchtern-unpersönlichen Darstellung der Abfolge tritt hier die Frage, was die einzelnen Vorgänge und Ereignisse für uns heutige sind. Damit aber gibt die Forschung die Funde, welche sie von den Dorfbewohnern empfängt, ihnen gleichsam wieder zurück. Sie macht die aus den Funden sprechende Vergangeneit zu einer persönlichen Angelegenheit des einzelnen wie seiner Gemeinschaft und liehnt damit dem Gedanken der „Lebendigen Vortage“.

Zu Goethes „Faust“ bei den Reichsfestspielen

Dr. Johann Faust

Wie war der Familienname Fausts, wo wurde er geboren?

Mit der größten deutschen Dichtung, Goethes „Faust“, werden heute in Heidelberg die Reichsfestspiele begonnen. Tausende werden im Laufe der Spielzeit die Gestalt des großen Magiers durch die Dichtung Goethes erleben.

Als Familienname kommt Faust im ganzen Ober- rheingebiet häufig vor und lebt, wie vor einem halben Jahrtausend, noch heute in Heidelberg.

lanthons, auf dessen falschverwandene, gewaltsam auf Faust bezogene Stelle „Ich kannte einen namens Faust aus Runding“ dieser Irrtum zurückzuführen ist.



Die Beschwörungsszene, ebenfalls nach einer Zeichnung von Goethe.

Aufn.: Schulze (5), Herion (2)



Die Erdgeistszene nach einer Zeichnung von Goethe

wir neuerdings solche Leute nennen, die eine seltsame, ja unheimliche Macht über das Phantasieleben vieler, ja der meisten ihrer Mitmenschen besitzen.

Da somit sein wahrer Familienname ermittelt ist, was erst neuerdings möglich wurde, können wir auch seine Immatrikulation an der Heidelberger Universität richtig auffinden: nicht unter den zahlreichen Studenten namens Faust, aus dem nahen Pfalzstadt, aus Gerau und zahlreichen anderen Orten zwischen Main und Rhein, sondern unter jenem echten Namen Georgius Helmstetter, der am 9. Januar 1488 hier immatrikuliert wurde.



Faust und Mephistopheles.

Kupferstich des Christoph von Sichem (1608). Faust ist hier in der Tracht des Barock. Im Hintergrund sehen wir die Szene, wie Faust die Lande durchheilt

Wo und wie starb Faust? In Staufen

Die erbitterte Feindschaft der Papisten und Theologen, Geistliche und Mönche, deren es ja am ganzen Rhein so überaus viele damals gab, vertrieb Faust aus dem ganzen Gebiet der „Pflanzengasse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation“, wie der Rhein damals spöttlich genannt wurde.



Faust und Mephistopheles.

In diesem Stich von Christoph von Sichem ist Mephistopheles in der Mönchskutte dargestellt

Die Sage nach geschah dies in Staufen, zwischen Freiburg im Breisgau und Mühlheim. Einzige Gewähr hierfür aber ist nur die „Chronik Derer von Zimmern“, die es an zwei Stellen behauptet: Faust „ist nach vielen wunderbaren Sachen, die er bei seinem Leben geübt... letztlich in der Herrschaft Staufen im Breisgau in großem Alter vom bösen Geist umgebracht worden“, und nach 1539: „Es ist auch um die Zeit der Faustus zu oder doch nit weit von Staufen, dem Städtchen im Breisgau, gestorben. Der ist bei seiner Zeit ein wunderbarer Rigmant gewesen, als er bei unsern Zeiten hat mögen in deutschen Landen erfunden werden. Ist ein alter Mann worden und, wie man sagt, elendiglich gestorben. Viele haben allerhand Anzeigungen und Vermutungen nach vermeint, der böse Geist, den er in seinem Leben nur seinen Schwager genannt, habe ihn umgebracht. Die Bücher, die er gelesen, wurden dem Herren von Staufen, in dessen Herrschaft er starb, ausgehändigt. Um sie haben hernach viele Leute geworben und haben daran meines Grafens (des Grafen von Zimmern) einen sorgenbringenden und unglückseligen Schatz begehrt.“

Von Sage, Lied, Volksbuch zur Faustdichtung

Solch ein Erzauberer, der Pfaffen, Tod und Teufel nicht fürchtete und für jeden seiner zahllosen Gegner ein Schnippchen bereit hatte, zudem immer wieder durch alle Gauen rings um den Oberrhein gewandert war, mußte auf die Volkspopularität eines bezwingenden Zauber ausüben: hatte er sich ja auch nie, wie andere Gelehrte, abgelehnt, sondern mit jedem Bauern gequert, ihm zum Spah den vollbeladenen Heuwagen samt Deichsel und Quattern megagetreffen (wohl durch Zugaction dieser Vorrichtungen ins Hirn des Bauern, der solches dann natürlich als sein Lebensende fest und fest als gefühllos behauptete), oder einen Wirtshausbesitzer betrogen. Ein Jude, von dem Faust 60 Taler geliehen hatte, die er am Fälligkeitstermin nicht zurückzahlen konnte, verlangte, „da er obnedies ein Christenfeind war“, als Pfand ein Glied vom Körper seines Schuldners. Faust sagte zu und sagte sich, zur größten Genugung des Juden, sein Wein ab, das aber der Jude gegen Zurückzahlung des Geldes wiederbringen müsse, um es wieder anwaschen zu lassen. Auf dem Heimweg aber freute ihn solch Pfand schon weniger, da er doch bald hinten würde, und er warf es in den Fluß. Das hatte sich Faust auch

nicht anders gedacht und verlangte nach drei Tagen sein Pfand zurück, das Geld liege bereit. Große Verlegenheit des Juden, der noch 60 Taler zu zahlen mußte!

Solche Schwänke mußten dem Volksbuch „vom Doktor Johann Fausten, dem weltberühmten Zauberer und Schwarzkünstler“, das seit 1587 in erstaunlich vielen Auflagen erschien, den Erfolg sichern.

Das Manuskript wurde dem Frankfurter Drucker Johann Epies, durch einen guten Freund von Speyer“ zugeschickt, in dem A. Veder der Lutheraner Fren, aus Buxen im Odenwald gebürtig, vermutet. Eine noch ältere Fassung von 1575 wurde aufgefunden, die auf eine lateinische Urchrift zurückgeht. Ist der Jude, der als Schuldpfand ein Glied des Lebenden verlangt, nicht das Urbild des Scholochs in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“? Nur ist dieser noch unverschämter und fordert gleich ein Pfund Fleisch aus dem Hals seines Schuldners! Offenbar entnahm Shakespeare diesen Zug seines Scholoch der englischen Uebersetzung uneres deutschen Volksbuches, die ja schon seinen dramatischen Vorgänger, Marlowe, zum ersten Faustdrama der Weltliteratur angeregt hatte. — Aber in der Heimat uneres Volksbuches selbst wirkte die Anregung weiter: schon 1588 dichtete der Nürnberger Meisterfinger Friedrich Beer „in der Grundweise Frauenlobs“ die Till Eulenspiegel „Faustus verzauberte 12 Studenten“. Eins der Faustlieder rettete sich in „Des Knaben Wunderhorn“, das Achim v. Arnim und Brentano 1806—1808 in Heidelberg sammelten. Eins der Puppenspiele machte den jungen Goethe schon sehr früh mit den Faustsagen bekannt, die sich bei ihm seit 1789 zu seinem gewaltigsten Werk verdichteten. Auch die anderen „Stürmer und Dränger“, Klingler und der pfälzer Dichter-Maler Friedrich Müller, suchten diesen Stoff im Drama und Roman zu zwingen. Das gelang aber nur dem Größten, nach einem langen, reichen und geistreichen Leben: unserm Goethe in seinem „Faust“!

Um 1830 weilten zwei Studenten in Heidelberg, die ebenfalls Kaufleute von hier mitnahmen: Nikolaus Lenau zu seinem Epos, das er schon 1833 begann, Robert Schumann zu seiner Faustmusik. Eine Faustouvertüre komponierte auch der junge Richard Wagner. Als Oper wurde der Faust 1813 von Ludwig Spohr, aber unabhängig von Goethes 1. Teil, komponiert, der ebenfalls auf zahlreichen Konzerten den Oberrhein des alten Faust kennengelernt hatte. Sein Fortbildeter Bernhard zeigt Faust im heißen Bemühen, auf Erden durch die Macht des Teufels Gutes zu tun und zu helfen, aber Mephistopheles zieht ihn immer wieder durch seine Sinnlichkeit herab. Goethes Werk begeisterte Franz Liszt zu seiner Faustsymphonie, Hector Berlioz zu seinem Chorwerk „Fausts Verdammung“. Beide Komponisten weilten oft am Oberrhein, wie auch Gounod, dessen Oper nur als Margarethe-Episode gewertet sein will und kann. Nachdem sie in Paris nicht gerade verständnisvoll aufgenommen worden war, trat sie von Darmstadt aus ihren Siegeszug um die Welt an. Doch all diese vielfältigen Formen verblissen neben der erschütternden Gewalt der Tragödie Goethes, dem es gelang, das vielgescholtene und verammte Urbild seines Faust, diesen oberrheinischen Charakterkopf, aus wildbewegter Humanität- und Reformationszeit zum Inbegriff deutschen Wesens und hochgemutter Geisteshaltung emporzuführen.

Faust in Schauspiel und Oper, Dichtung und Musik

Als der 26jährige Goethe 1775 seine erste Rheinreise über Mannheim — Heidelberg — Karlsruhe — Emmendingen — Freiburg — Schaffhausen — Zürich antrat, mußten seine Freunde bereits, daß er einen „Faust“ gebildet habe. Alles, was damals fertig geworden war, auch das Fragment der Valentinszene, schrieb ihm Fräulein von Göchhausen ins Reine, also den ganzen „Urfaust“, wie er seit 1887 uns bekannt wurde. Schon in Straßburg begannen die Keime zu treiben, in der alten deutschen Reichsstadt von einst, die ihm mit ihrem Münster und unverlierbar altdenischem Gepräge, trotz der Franzosenherrschaft, die Umwelt eines Faust vorsinnende Auge zauberte. Hier am Oberrhein, in Speyer, hatte Augustin Vertheimer 1597 sein Werk „Christliche Gedanken und Erinnerung von Zauberei“ gegen jenen „Veder“ erscheinen lassen, der hatte behaupten wollen, Faust sei bei Weimar und Jena geboren worden und zu Wittenberg Magister geworden.

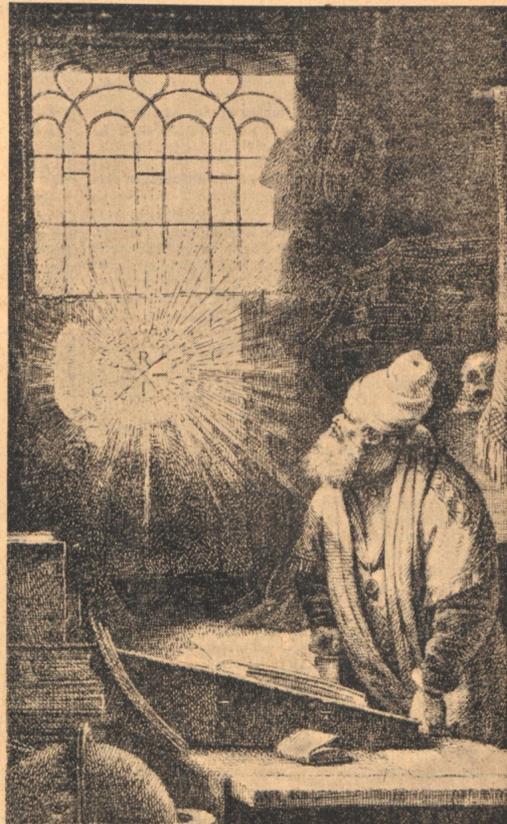
In Jahrzehnten reifen Goethes Jugendpläne zu der überragenden Dichtung, die immer wieder genährt wurde durch seine weiteren Rheinreisen 1779, 1797, 1814 und 1815, die ihn immer wieder nach der alten Reichsstadt Heidelberg, doch nur 1779 auf dem Weg nach Basel in die Nähe von Staufen, der Stadt des sterbenden Faust, führte. Doch wurde ihm weder Wiege noch Grab seines Faust in Heidelberg und Staufen bewußt, denn die Faustforschung begann ja erst auf Anregung seiner Dichtung, die sein ganzes Leben erfüllt hatte. Als der 1. Teil 1808 erschien, beendigte Achim von Arnim seine Wunderhornsammlung, in der auch ein Faustlied Aufnahme fand. Dann folgten in Arnims gestaltender Phantasie die

großartig geschnittenen Gestalten seines leider unvollendeten Romans „Die Kronenwächter“ empor, unter ihnen Faust, der dem Berthold, der Hauptfigur, durch Bluttransfusion zu seinem „zweiten Leben“ verhilft. Auch die Umwelt der „Kronenwächter“ ist wiederum der ganze Oberrhein mit seiner den Schicksalen des alten Reiches verhafteten Geschichte.

Um 1830 weilten zwei Studenten in Heidelberg, die ebenfalls Kaufleute von hier mitnahmen: Nikolaus Lenau zu seinem Epos, das er schon 1833 begann, Robert Schumann zu seiner Faustmusik. Eine Faustouvertüre komponierte auch der junge Richard Wagner. Als Oper wurde der Faust 1813 von Ludwig Spohr, aber unabhängig von Goethes 1. Teil, komponiert, der ebenfalls auf zahlreichen Konzerten den Oberrhein des alten Faust kennengelernt hatte. Sein Fortbildeter Bernhard zeigt Faust im heißen Bemühen, auf Erden durch die Macht des Teufels Gutes zu tun und zu helfen, aber Mephistopheles zieht ihn immer wieder durch seine Sinnlichkeit herab. Goethes Werk begeisterte Franz Liszt zu seiner Faustsymphonie, Hector Berlioz zu seinem Chorwerk „Fausts Verdammung“. Beide Komponisten weilten oft am Oberrhein, wie auch Gounod, dessen Oper nur als Margarethe-Episode gewertet sein will und kann. Nachdem sie in Paris nicht gerade verständnisvoll aufgenommen worden war, trat sie von Darmstadt aus ihren Siegeszug um die Welt an. Doch all diese vielfältigen Formen verblissen neben der erschütternden Gewalt der Tragödie Goethes, dem es gelang, das vielgescholtene und verammte Urbild seines Faust, diesen oberrheinischen Charakterkopf, aus wildbewegter Humanität- und Reformationszeit zum Inbegriff deutschen Wesens und hochgemutter Geisteshaltung emporzuführen.

Unter den zahlreichen Bühnenmuffen zu Goethes „Faust“ erwähnen wir schon die von Robert Schumann und das Fragment Richard Wagners, die „Faust“-Operette. Vor ganz neue Aufgaben stellte die Leitung der Reichsfestspiele den jungen Komponisten Leo Spies, der schon für die vergangenen vier Reichsfestspiele die Musik zu Goethes „Götter von Verlichtungen“ und der „Agnes Bernauer“ Friedrich Hebbels schrieb. Hierbei bewährte sich seine glückliche Art, den Anforderungen der Freilichtbühne entsprechend, einen neuen prägnanten Stil zu entwickeln. Wir dürfen deshalb gespannt sein, wie sich seine neukomponierte Musik zum „Faust“ ausnehmen wird.

Friedrich Baser.



Faust mit dem Magierbuch des Nostradamus nach einem Stich von Rembrandt

# Über einen Zaun gesprochen

Eine sommerliche Erzählung von Heinz Grothe

An einem frühen Sommermorgen stand ein junger Mann, der offensichtlich unverheiratet war, da er keinen Ring trug, in seinem kleinen Garten, der sein Anwesen gegen die Außenwelt abgrenzte. Der Mann war in eine weiße Leinwand gehüllt, hatte ein weißes Polohemd an und stand so scheinbar nachdenklich zwischen den Sträuchern und Bäumen seines Gartens.

Dieser Sommermorgen vor der großen Stadt, deren Türme man in der Ferne verschwommen sah, war von einer wunderbaren Stille, wie sie immer dann noch in der Nachbarschaft von großen Städten ist, wenn die Menschen, Tiere und Gefährten noch nicht in Bewegung geraten sind. Die weißen Menschen schliefen noch, die Tiere lagen in den Ställen und die Wagen und Maschinen waren, ohne tätige Menschenhand, zur Ruhe verurteilt.

Der junge Mann stand auf dem taufriichen Rosenstreifen zwischen dem kleinen Haus und den Beeten. Es schien, als hätte er dort ohne jeden vernünftigen Grund, denn er lachte plötzlich in den hellen Morgen hinein, als ob ihn der Sommer gepackt hätte nach frühem Frühling, damit er ohne Ziel und Ursache in seiner Verunsicherung mitten in dieser trunkenen Welt stehen könnte, daß er sich zu beschelben hätte und nur seinem Gefühl nach handeln würde...

Das kleine Haus und den Garten besaß der junge Mann. Es gehörte ihm, denn er hatte es sich mühsam erworben. Es war ihm damit sozusagen ein Traum in Erfüllung gegangen.

Er war von Beruf Maler und Bildhauer. Nach Jahren unruhigen Umherziehens in der Heimat und fremden Ländern waren ihm einige Bilder und Figuren geblieben, die das sachverständige Auge von Käufern fanden und er war klar genug, diese Einnahmen zu sparen, um auf eigenem Grund und Boden schaffen zu können. Er hatte er in diesem Sommer fortziehen wollen an die See, aber es kam just anders, denn ein Bekannter gab ihm den Auftrag zu einer Gartenfigur und er wollte ihm gern gefällig sein, den Wunsch in Bälde zu erfüllen. So wanderte er in den Morgenstunden in dem kleinen Garten umher und verachtete, für die Arbeit im Atelier die notwendige Ruhe und Kraft zu gewinnen.

Das Haus gehörte, wie schon erzählt wurde, zu der Nachbarschaft der großen Stadt, war im häufigen Vorlande mit einigen ähnlichen Häusern sozusagen als selbständige Siedlung eingebettet. Man lebte näher dem Wald und dem kleinen Fluß als den Fabriken und Mietkasernen in den engen Straßen der Stadt. Der junge Maler konnte sich beispielsweise hinter seinem Anwesen zu einem kleinen Hang begeben und von dort über den Fluß hinweg, der an dieser Stelle nicht sehr breit war, ins Land hineinblicken. An diesem Plage konnte er oft sitzen und die Zeit ein wenig verträumen. Da war der Wald nicht brennend rot wie an den heißen Abenden, sondern er wurde geradezu hell und durchsichtig, denn die Morgenröte spielte glühend über allem: den Wolken, den Bäumen, den Tieren, den Menschen — ja, auch über den Menschen. Die Luftbewegung war kaum zu spüren, das war noch kein Wind aufgekommen. Nur der feuchte Morgenhauch beneigte Gräser und Blumen. Der junge Maler konnte sich an diesem Morgen nichts Besseres vor-

stellen, als einmal nicht an seine bevorstehenden Arbeiten zu denken, sondern nur so entspannt dazuliegen und nichts zu denken.

In dieser behaglichen Tätigkeit des Nichtstuns wurde er von einem jungen Mädchen, das um einige Jahre jünger sein mochte — nun nicht gerade gefährt — so doch beobachtet, ohne daß er es freilich zunächst bemerkte. Das Mädchen hatte offenbar die Absicht, zum Fluß hinunterzugehen, um zu baden; als es den Mann gewahr wurde, blieb es hinter einem Gebüsch stehen und überlegte, wie es ungelegen an ihm vorübergehen könnte. Inoffen drehte sich der Maler, von dem unbefriedigten Gefühl des Beobachteten geplagt, ohne indessen nachweisen zu können, daß diese Empfindung zu Recht besteht, herum und lag ihr nunmehr mit dem Gesicht zugewandt. Er sah das Mädchen, einen Augenblick lang war er erschrocken, dann fragte er, ob ihr etwas fehle, denn sie stand dort ein wenig verkrüppelt und ungeschicklich. Schließlich kam sie hervor und trat auf ihn zu und wünschte ihm einen guten Morgen. Nach einigen harmlosen Sätzen erfuhr er den Zweck ihres frühen Aufstehens und schlug vor, sich ihr anschließen zu dürfen. Er mußte sich nur seinen Badeanzug holen. Sie willigte ein und der junge Mann lief zurück ins Haus. Als er wiederkam, war das Mädchen verschwunden und obgleich er auch rief und sich sorgfältig umschaute nach ihr, an den Fluß hinunterging, er fand sie nicht.

Er habete unmutig allein. Als er später das Haus betrat und in sein Atelier sah, bemerkte er neben dem Arbeitstisch und der Staffelei einen frischen Blumenstrauß. Den Zusammenhang konnte er sich nicht ganz aufbauen, aber die Tatsache, daß vielleicht das freundliche junge Mädchen von nebenan die Blumen ihm dorthin gestellt haben könnte, ließ seinen Unmut bald vorfliegen. Er arbeitete den Morgen und Vormittag über an seinem Entwurf. Immer wieder — mitten in der Arbeit — geriet ihm in seine Gedanken das Gesicht des Mädchens und wollten sich ihre Züge auf diejenigen des Antlitzes der Figur übertragen.

So verging dieser Tag in forciert Arbeit und der Entwurf kam ein gutes Stück vorwärts. Aber dann in

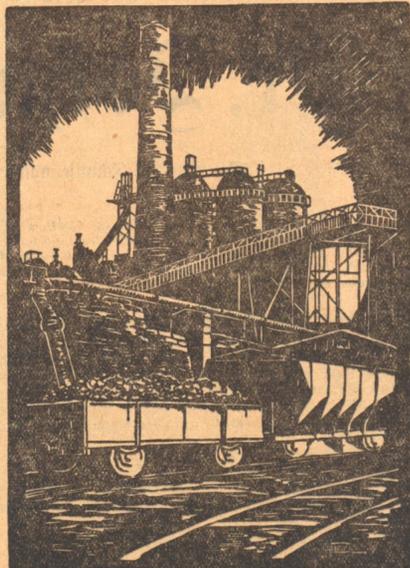
den darauf folgenden Tagen flochte die Arbeit. Der junge Mann ging wieder morgens an „seinen“ Gang, aber das Mädchen erschien nicht. Schließlich sah er nach Tagen wieder einmal in seinem Atelier und malte in großen Buchstaben einem plötzlichen Empfinden folgend den gewichtigen Satz „Ich liebe dich“ auf die Leinwand. Das Fenster stand weit offen. Man konnte ungehindert in das Atelier schauen, wenn man früh genug war, die Höhe des Zauns zu erreichen, der des jungen Malers Grundstück vom Nachbarhaus trennte. Als er sich so unmerklich seinen Gefühlen hingab, erdachte über und hinter ihm eine schöne klare Stimme: „Ich auch!“

Er drehte sich herum, schaute verduht heißer und sah niemanden. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals, bis er einen neben ihm liegenden Spiegel ergriff, ihn emporhielt und auf der Höhe des Zauns seine freundliche Partnerin jenes Sommermorgens erblickte, der so schön begann und ohne Wiederhall geblieben war.

Das Mädchen bemerkte seine Wut und blieb auf dem Zaun sitzen und lachte. Er sprang aus dem Fenster und lief herzu: „Warum lachen Sie so lange fort?“ Da lachte sie nur mehr. Aber er bat sie heftiger und sie berichtete ihm, daß sie noch einmal fortgefahren wäre, um einige für sie gewichtige Dinge zu erledigen, denn sie bleibe fürs nächste seine Nachbarin; das Haus gehörte ihr nun, da es ein verstorbenen Verwandter ihr vermacht habe.

Ob sie sich darüber freute, wollte der junge Mann wissen. Wie er so niedrig vor ihr denken konnte, ereiferte sie sich. Der Tod eines Menschen sei unter den gegebenen Umständen immer bedauerlich. Je nun, ließ er sich entschuldigend hören, das wisse er auch, und er habe den nötigen Respekt vor der Majestät des Todes, indessen liege ihm das Leben zunächst näher als die Verträulichkeit mit dem Jenleits und da freute er sich nun doch, daß er in seiner Nähe wisse.

Das junge Mädchen schürzte den Rock auf dem Zaun hoch und sprang auf das Gebiet ihres Nachbarhaus herab und begrüßte zu wissen, woran er so eifrig arbeite. Nach kurzem Jögern fürzte der Mann sie in sein Atelier. Er zeigte ihr eine Skulpte in einem Koffe, die er gemalt hatte. Er nahm eine kleine Handtasche, er gab ihr sein



Der Hochofen  
Holzschnitt von K. Freitag

Stützenbuch zur Ansicht und wies sie auf einige Aquarelle hin. Dann sah sie sich einen Torso an und endlich führte er sie vor die „Sich-Sonnende“, wie er seine neue Arbeit nennen wollte. Sie erschraf ein wenig, als sie das Gesicht betrachtete und eigene Wesenszüge darin fühlte. Sie zitterte wohl einen kurzen Augenblick, lehnte sich an den jungen Mann, der sie fest umfassen hielt und nicht freilich, bis sie ihm verprochen hatte, wiederkommen. Zeit fügen sie schon immer zusammen und werden wohl auch nicht wieder auseinandergehen, wenn das Glück ihnen gegönnet ist.

# Ruf an das Schicksal

Kleine Geschichte aus dem Alltag — Erzählt von Hans Franke-Heilbronn

Ein junges Bürgermädchen in der sächsischen Provinzstadt C. bekam an ihrem sechzehnten Geburtstag von ihrem Vater, einem Fabrikanten, einen mittelgroßen weißen Foxterrier, der in der typischen Art seiner Rasse mit schönen schwarzen Flecken gezier war. Es war ein weniger allerliebster Kerl, dessen lebhaftes Temperament nur noch durch seine Klugheit übertrifft wurde, so daß

es gar nicht lange währte, bis der Hund mit spielerischer Beistimmung Kunststücke darbieten konnte, die nicht nur seine junge Herrin, sondern auch Verwandte und Freunde zu lebhaftem Beifall hinrieffen. So mußte er auf den Vorderpfoten zu gehen, sprang durch hingehaltene Reifen und oft kam es vor, daß er ohne jedes Kommando mitten auf der Straße ein schwingendes Salto schlug, um bellend durch die Menschen zu jagen, wenn seine Kunstfertigkeit Beifall gefunden hatte.

Als Margarete, die jugendliche Besitzerin dieses Hundes, sich zwei Jahre an solchen lächerlichen Drollereien dieses Tieres erfreut hatte, war der Hund, der auf den Namen „Hasso“ hörte, eines Tages wie vom Erdboden verschwinden; alles Suchen und Fragen, das Annoncieren in den Blättern der Stadt und der Umgebung hatte keinen Erfolg; man bekam den Verschwindenen nicht wieder. Nach anfänglicher großer Traurigkeit, die oft einer Untröstlichkeit gleich, fand sich das junge Mädchen schließlich in diesen Verlust, wenn es ihm auch hart ankam, sich auszumalen, wie schlecht es ihrem Vieblinge bei anderen, wohl gar bösen Menschen gehen möge. Margarete wurde in ihrem Schmerz zudem durch die Tatsache abgelenkt, daß um jene Zeit sich ihr Vater mit Heiratsplänen für seine Tochter trug und ihr den Umgang mit einem jungen Manne empfahl, der ganz und gar nicht nach dem Geschmade des aufrichtigen und gefühlvollen jungen Mädchens war. Ferdinand — wie wir ihn nennen wollen — war ein aufgeblasener und eingebildeter Mensch, dessen erste Jugend zudem schon einige Zeit zurücklag und der nur auf Grund seiner ausgezeichneten kommerziellen Lage dem Vater des jungen Mädchens als Schwiegersohn willkommen war. Was auch immer Margarete gegen diesen Menschen vordringen hatte — daß er unauffällig, kläffert, unecht und ohne jede Herzenswärme war! — das fruchtete bei dem alten Herren nichts. Daß Ferdinand

allerdings auch, ohne mit der Wimper zu zucken, zu lägen verband: Das wagte die gut erzogene Tochter selbst ihrem Vater nicht anzusprechen. —

Die Dinge hatten sich also recht zugespielt, und zwar zum Nachteil der Tochter, die gegen diese beiden Männer, mütterlos wie sie war, machtlos schien, als man eines Abends in der nahe Hauptstadt zu Dreien einen Zirkus besuchte. Nach mancherlei schönen und erregenden Nummern, nach Pferden, Bären, Luftakrobaten und Jongleuren, trat auch ein Künstler mit einer Gruppe dressierter Hunde auf. Unter diesen Hunden nun befand sich ein Fox, der dem seit nunmehr zwei Jahren verschwindenen Hasso aufs Haar gleich. Margarete fühlte, wie ihr Herz schlug. Aber als ihr Vater sie auf die auch ihm aufgefallene Ähnlichkeit hinwies, schüttelte sie ganz in ihren Gedanken nur mürrisch den Kopf.

Nun wollte es der Zufall, daß eben jetzt Ferdinand bei einer der aufgeschichteten Erzählungen von Erlebnissen in fremden Ländern, die den Stempel der Unwahrscheinlichkeit auf der Stirn trugen, sich in reichliche Widersprüche verwickelte; nur der Vater lautete ihm bedachtlos. Margarete aber wachte nicht mehr an sich zu halten und sie rief ihm kalt und brüsk zu: „Das liest Du ja wieder!“ Der Vater fuhr entsetzt zu seiner Tochter herum und kramte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke, der künftige Bräutigam aber legte sich mit einem sanften Lächeln in Position und sagte in wegwerfendem Tone: „Was verstehst Du schon von diesen Dingen, kleines Mädchen!“

Diese Gerabsetzung, die sie schon immer geübt hatte, aber nicht gelommen war, länger zu tragen, rief Margarete zu einer Herausforderung des Schicksals hin. Ganz mit einem Male war das über sie gekommen. Zu ihrem Vater, weniger zu dem böswilligen Spötter gewendet, sagte sie: „Und doch hast Du auch diesesmal gelogen, wie Lüge Dein tägliches Brot ist. Aber ich bin es satt, mir Deine Herabwürdigungen und Verlogenheiten noch weiter gefallen zu lassen. Du bist bursch und durch falsch, und ich werde Dich nicht heiraten, so wahr dieser Hund, der Fox, dort drüben mein Hasso ist und jetzt in dieser Minute zu mir herkommen wird!“

Und schon hatte Margarete sich erhoben und rief mit ihrer hellen und jungen Stimme unbedenklich den Namen des Hundes in die weite Arena. Kaum hatte der Ferrier, der gerade dabei war, auf zwei Beinen einen niedlichen Tanz auszuführen, diesen Namen — und aus diesem Munde! — gehört, als er wie ein Rasender aufsprang, alle seine Pflichten vergaß, über die Brüstung sprang und hell bellend an der Kufferin emporsprang. Die Freude dieses Wiedersehens, die nun in ein durchdringendes Jaulen überging, in das die übrigen Hunde aufgeschreckt einfielen, war unbeschreiblich und selbst das verblüffte Publikum begriff bald, daß hier ein seltsames Wiedersehen gefeiert wurde. Erst auf den nachdrücklichen Befehl seiner früheren Herrin kehrte der Hund in die Arena zu seiner Arbeit zurück; aber mitten in der Arbeit jaulte er wieder auf und er unterließ es nicht, den Kopf stets aus neu in die Richtung von Margaretes Platz zu wenden.

Das junge Mädchen besah den Hund, der in der Tat vor zwei Jahren dem Künstler von einem Unbekannten angeboten worden war, bei seinem nunmehrigen Herrn. Ihr genügte es, daß ihr Vater — erschüttert von diesem Eingriff des Schicksals — sich nach einem anderen Schwiegerlohn umlah, der einige Zeit später in einem jungen begabten Angestellten seiner eigenen Fabrik gefunden wurde.

# Revolutionsfest in Sabotaschka

Von Witwi

Vom grauen Himmel wibbelten die Flocken auf die endlose russische Steppe, und im Kopfe Sergei Iwanowitsch wibbelten die Gedanken — vorwärts, nach dem Heimatsdorf Sabotaschka hin, wo er als Starost ein feierliche Feier zum zwanzigjährigen Sowjetjubiläum veranstalten sollte, und zurück zu Väterschen Distriktskommissar von Krummjudarad, wohin er mit den Starosten der anderen Dörfer des Bezirks bestellt gewesen war. Väterschen Kommissar war gehörig ins Zeug gekommen, ihnen Maßstäbe für eine ultrarote Standrede zum Revolutionsfeste zu geben, ja, er hatte die Befehlshaber für ihren Festvortrag auch praktisch gedrillt.

So war er mit ihnen in einer Schule gewesen, in der halbverhungerte Kinder über die Sexualfragen aufgeklärt wurden. „Seht“, hatte der Kommissar gesagt, „vor zwanzig Jahren gab es noch keine solchen Schulen, wo heute die Kinder mehr lernen, als selbst Erwachsene zu wissen gut ist. In zwanzig Jahren wird es noch zwanzigmal mehr solcher Schulen geben!“ Dann hatte er sie in eine Fabrik geführt, in der es von amerikanischen Maschinen wimmelte und von ungelernen Arbeitern, die nichts mit diesen Maschinen anzufangen wußten. Und zu Ehren des Kommissars stand alles still, die Maschinen und die Arbeiter. „Seht“, hatte der Kommissar gerufen, „vor zwanzig Jahren hatte es noch keine solche Fabriken gegeben, in denen der Kampfgeist des Marxismus: „Alle Mäder stehen still...“ in so vorbildlicher Weise verwirklicht werden konnte; aber in zwanzig Jahren wird es noch zwanzigmal mehr solcher Fabriken geben!“

So hatte der Kommissar die Starosten herumgeführt, in einem Hochhaus mit lauter Einzimmernwohnungen, in dem es in zwanzig Jahren in zwanzigmal mehr Stockwerken zwanzigmal mehr Menschen in jeder Einzimmernwohnung geben sollte; in einem Gefängnis der GPU, das es vor zwanzig Jahren noch nicht gegeben hatte, und wo es in zwanzig Jahren zwanzigmal mehr Troststufen und zwanzigmal mehr Erschießungen geben sollte. Nichts hatte der Kommissar vergessen, um den Männern die zwanzigjährigen Segnungen der Sowjetkultur vor Augen zu führen, bis er sie dann mit der Ermahnung entließ, ihre Sache gut zu machen, sonst würden sie nicht erst in zwanzig Jahren, sondern schon binnen zwanzig Stunden erschossen werden.

Und davon wibbelte dem biederen Sergei Iwanowitsch noch der Kopf, als er jetzt mit hellem Schüttellengläute in Sabotaschka einfuhr. Eine Stunde später waren die Bauern in der Stube des Starosten versammelt.

Mit theoretischen Erklärungen kam man in Sabotaschka zu keiner zünftigen Revolutionsfeier, das wußte der Starost. Man mußte praktische Beispiele geben, wie es der Kommissar in der Stadt getan hatte. Darum führte

Sergei Iwanowitsch kurz entschlossen die ganze Gesellschaft auf die Dorfstraße. Aber da war nirgends eine Schule zu sehen oder eine Fabrik, ein Hochhaus oder ein GPU-Gefängnis, um die Segnungen zwanzigjähriger bolschewistischer Kultur vor Augen zu führen. Nur elende Hütten fanden da, in denen selbst die Läuse hungerten und froren. Und vor einer dieser Hütten, über deren Tür die stolze Aufschrift „Zorkin“ prangte, standen frierende Weiber im Schnee. Denn zum ersten Male wieder seit zwanzig Jahren gab es anläßlich des Revolutionsfestes 150 Gramm Brot auf Karten.

„Seht“, rief der Starost erleichtert und zeigte auf die Menschenmenge vor dem Laden, „seht diese Schlange: vor zwanzig Jahren gab es noch keinen solchen Laden in Rußland mit so einer hässlichen Schlange davor. Aber in zwanzig Jahren wird es zwanzigmal mehr solcher Läden geben mit einer zwanzigmal längeren Schlange vor jedem Laden. Dank der bolschewistischen Revolution!“

Aus dem Tagebuch eines alten Soldaten

## O diese Einjährigen!

Welcher alte Soldat dachte nicht mehr der köstlichen Stunde vor Beginn der Bataillionsbefähigung! Alles ist in heller Aufregung. Der Herr Major hält am rechten Flügel der vordersten Kompanie und rückt aus, richtig immer wieder aus, und vor der Front hält unentdeckt der Herr Hauptmann und lacht unausgeseht, den richtigen „Vordermann“ herzustellen. Zwischen beiden sucht der brave Musto es jedem recht zu machen. Es ist nicht leicht, aber der Musto regt sich nicht auf, er läßt höchstens ab und zu Einladungen ergehen, aber nur in Gedanken, denn niemals würde jemand einer derartigen Einladung folgen.

Der Herr Major kennt natürlich nicht die Namen der Leute. Da ist ihm ein in der Mitte des vordersten Zuges stehender Einjähriger ein willkommenes Anhaltspunkt. Er ruft: „Der erste, der zweite Mann über dem Einjährigen weiter vor!“

Der Mann unter dem Einjährigen zurück. Sie stehen ja einen halben Kilometer vor der Front! Folgen der zweite und dritte Mann unter dem Einjährigen, folgen zum Donnerwetter!“

Der Herr Hauptmann, der unterdessen fast am linken Flügel angelangt ist, hört fortwährend das Wort „Einjähriger“. In voller Wut reitet er heran und ruert böse: „Einjähriger, wenn ich Sie noch einmal nennen höre, sperre ich Sie 3 Tage ein.“

### Der leuteflige General

General von Z, genannt von Z., ist Kommandant geworden. Zur Division hat es nicht gelangt, aber in einer großen Garnison in einem stattlichen Dienstgebäude zu hausen, einen Dienstbetrieb unter sich, der nicht zu viel Arbeit, aber doch Beschäftigung bietet, einen kleinen

Stab von Offizieren und „Unterpersonal“ zur Verfügung, ist schließlich auch nicht zu verachten.

So kommt denn der Herr General sehr zufrieden an und bestellt sich gleich zum nächsten Morgen das „Unterpersonal“ zur Vorkstellung.

Die Leute sind angetreten und der Herr General wendet sich zunächst an einen Gezeiten mit der Frage: „Wie heiße ich?“ Stramm antwortet der: „Herr General von Z., genannt von Z.“ „Gut, mein Sohn“, meint der Herr General und wendet sich dann leuteflig an den nächsten Mann mit der Frage: „Warum werde ich wohl zwei Namen haben?“ Kurze Ueberlegung, dann schickliches Aufleuchten des Verstandnisses und schon ist die Antwort raus: „Herr General dürfen vielleicht unheimlich geboren sein.“

Der Herr General unterließ dann weitere Fragen.

# BESUCH BEI VERDI

Ein großer Sängerfilm entsteht in der italienischen Filmstadt Cine Citta

Die bekannte Opernsängerin Maria Cebotari arbeitet zur Zeit in der Cine Citta, der Filmstadt Roms, an dem deutsch-italienischen Gemeinschaftsfilmen der Tobis-Itala „Drei Frauen um Verdi“ in dem sie die Sängerin Teresina Stolz spielt. Die Künstlerin führt uns in folgendem Bericht durch das römische Neubabelsberg und erzählt uns von dem außergewöhnlichen Film um Verdi.

Ich möchte Ihnen, bevor ich Sie in die Altstadt führe, wo heute die Szenen um die Uraufführung von „Un giorno di regno“ in der Mailänder Scala gedreht werden, etwas von der Cine Citta zeigen, die wohl nicht zu Unrecht „die modernste Filmstadt Europas“ genannt wird.

Sie werden inzwischen schon einen Blick auf die Landschaft getan und gesehen haben, daß die Filmstadt in historischer Umgebung liegt.

Folgen Sie bitte meiner ausgedehnten Hand. Diese Straße, dort drüben, ist die alte Via Appia, die Ihnen bekannt sein wird... Und die Mauerreste weiter rechts am Horizont sind von der alten römischen Wasserleitung her geblieben. Die Cine Citta

gedrückt, durch die Schar von spielenden Menschen geht, ist Francesco Ciampi, der den Giuseppe Verdi spielt.

Giuseppe Verdi hat hier soeben erlebt, wie man seine zweite Oper „Un giorno di regno“ aufgeführt hat und sieht gebrochen vor dem Kaiser, der ihn beschimpft. Er weiß noch nicht, daß er zu Hause seine Frau Margherita Barezzi sterbend wiederfinden wird, aber das weiß er: Daß er nie wieder eine Klavierstimme anrühren wird.

Wah! Soeben hat Gallone das Zeichen zur Aufnahme gegeben. Wenn Sie noch mehr von dem Film hören wollen, können wir uns ja in die gegenüberliegende Deforation zurückziehen.

### Kampf eines Genies

Also, den grauen Anfang des Künstlerlaufbahn Giuseppe Verdis, der der Sohn armer Bauerleute aus dem lombardischen Dorf Roncole war, teilte Margherita Barezzi mit ihm, die in unserem Film die italienische Schauspielerin Germana Paolieri spielt. Sie, die reiche Kaufmannstochter, deren Vater dem jungen Verdi das Musikstudium ermöglichte, brachte ihr kurzes Leben lang die größten Opfer für ihn bis sie, von der Schwindsucht dahingerafft, ihren beiden Kindern in den Tod folgte.

Nun war es die berühmte Sängerin Giuseppina Streponi (im Film nun der auch in Deutschland bekannten französischen Schauspielerin Gabby Morlay dargestellt), die

den zerbrochenen Meister wieder ans Licht der Öffentlichkeit zog und durch ihre tapferen Liebe Giuseppe Verdi dahin brachte, daß er aus seinem Kummer und seiner Verzweiflung wieder die schönste Musik zu machen begann.

Mit besorgter Bärtigkeit begleitete sie ihn durch viele Jahre, bis in das Leben des schon müden Meisters die Sängerin Teresina Stolz trat, (von mir gespielt und gelungen) die den gealterten Verdi dank ihrer Jugend zu neuem Schaffen beflügelte, obwohl sie nie seine Frau wurde.

Man wird die Szene hier noch zweimal drehen und wir müssen jetzt zum Restaurant gehen, wenn wir noch jemanden treffen wollen. — Wenn die Filmarbeit für mich hier auch keine Erholung bedeutet, Sie werden wissen, daß ich fast täglich zwischen den Opernbühnen von Dresden und Berlin hin- und herfahre, so freue ich mich doch, glauben Sie mir, wieder einmal im Film zu erscheinen und noch dazu in einem deutsch-italienischen, da ich beide Sprachen fast so gut wie meine mütterliche Muttersprache spreche.

### Begegnung mit Gigli

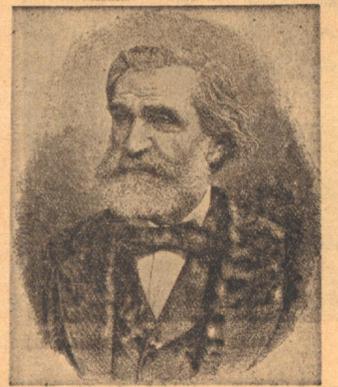
Sehen Sie, nun haben wir doch noch Glück gehabt, denn die geschnittenen Gesichter, die Sie hier an den Tischen sitzend erblicken, werden Sie alle im Verdi-Film wiedersehen. Wie? Natürlich ist das Beniamino Gigli, der dort, als der Sänger Mirate verlobt, vor einer falsche roten Kravatte-Weines sitzt. Ich kann mir vorstellen, daß Sie ihn beinahe nicht erkannt hätten, weil er — aber bitte niemandem verraten — für diesen Film etwasig Alito abgenommen hat. Die Schauspieler, die an seinem Tisch sitzen, haben sich in keine geringeren Figuren verwandelt, als: Alito links von Gigli — Mirate Constant Remy als Alexander Dumas fils, rechts von ihm die beiden Pierre



Giuseppe Verdi als Filmfigur. — Der berühmte italienische Schauspieler Fosco Giachetti in der Maske des berühmten Komponisten in dem Film „Drei Frauen um Verdi“, der jetzt als deutsch-italienisch-französische Gemeinschaftsarbeit in der römischen Filmstadt entsteht. Tobis-Itala

Brasseur als Honoré de Balzac und Gabriel Gabrio als Victor Hugo. Würden Sie in den drei farnten spielenden Schauspielern, die dort drüben, auf der anderen Seite des Terrassenbühnen sitzen, den berühmten Komponisten Gaetano Donizetti, und den von Verdi so hochgeschätzten Dichter Alessandro Manzoni herausfinden?

Sie sind müde und hungrig? Kommen Sie, sehen wir uns hierhin. Wir werden uns jetzt ein italienisches Mittagessen zusammenstellen, das die berühmten italienischen Köche bereiten. Ich bin für: Minestra romana, Tagliatelli bolognese, Gnocchetti mianole. Und Sie? Hier haben Sie die endlose Speisefarte der Cine Citta.



Giuseppe Verdi auf der Höhe seiner Erfolge Ansmann-Archiv.

liegt an der Straße, die von Rom nach dem luftigen Frascati führt — dort verkehrt sich das Weinblut in die Rebengänge der Albaner Berge. — Die große Ebene, die Sie rings sehen, ist nichts anderes als die römische Campagna.

Kommen Sie! Ich werde Sie jetzt durch die Cine Citta führen. Wir brauchen nur eine der breiten Straßen hinaufzugehen, um das Filmgelände zu erreichen, wo alle die Filmbauten stehen, die Ihnen die Stationen des Lebens von Giuseppe Verdi erzählen werden.

### Italiens neue Filmstadt

Die Gebäude, die sozusagen die Front gegen die Straße bilden, sind die Verwaltungsgebäude der Cine Citta. In dem linken Gebäude, dort, wo die Palmen stehen, hat der Sohn des Duce, Vittorio Mussolini, der eine eigene Film-Gesellschaft leitet, sein Büro. In dem schlicht-prunkvollen Gebäudekomplex gegenüber verleiht die Direktion der Filmstadt, die in den Tagen des Führerbesuches die Haltenkreuzstabe neben der italienischen Fahne

In den Straßenzügen dahinter stehen nun, nicht weniger komfortabel eingerichtet, die Werkstätten der Filmarbeit. Neun Ateliers, über alle Begriffe neuzeitliche Synchronisations-, Mix- und Vorführ-Räume und helle Schauspieler-Kulissen. Ein riesiger Konzertsaal ermöglicht es, alle musikalischen Aufnahmen in der Filmstadt selbst aufzunehmen und in einem großartigen Kurus-Ring hat man Gelegenheit, alle hier gedrehten Filme aus erster Hand zu betrachten.

Finden Sie nicht auch, daß die Cine Citta eher einer modernen Villenkolonie als einer Filmstadt gleicht? Das hellgelblichweiße Gebäude, das Sie dort drüben, links auf dem Hügel, sehen, ist die „Kantine“. Ich werde Ihnen nachher in diesem Restaurant noch manchen Mitarbeiter an dem Verdi-Film zeigen können, den Sie im Atelier vielleicht nicht sehen werden.

Jetzt müssen wir links einbiegen. Ich möchte Sie jetzt zu Giuseppe Verdi führen, dessen Kunstbenedictes Leben in unserem Film verlebendigt werden soll. Denn nur wenige, die den großen, durch einen weltumspannenden Ruf geheiligten Namen Verdi kennen und seine Opern lieben, vermögen sich den Menschen und die Zeit dabei zu denken, die sich hinter diesem Namen verbirgt. Darum wird der Film „Drei Frauen um Verdi“ neben der Musik vor allem die Laufbahn dieses hellsten Sternes am italienischen Musikhimmel aufzeichnen.

Hier ist die Ateliershalle. Wir können unbefürchtet eintreten, denn soeben ist die rote Lampe verloschen. Betrachten Sie einmal die Leute, die um die Kamera herumstehen, denn Sie werden sie fast alle von den Berliner Filmateliers her kennen!

Der im Hintergrund hat ist der Produktionsleiter Dr. Ciani, der zwölf Jahre in Neubabelsberg gearbeitet hat, an seiner Seite steht der Aufnahmemeister Dalague, der aus dem Trosser-Tal Gröden kommt. Die beiden sind der Schmittmeister Halenrichter und der Regisseur des Verdi-Filmes, Camille Gallone, der fast alle Repura-Filme inszenierte.

Die Deforation, die Sie hier sehen, stellt eine Straße vor der Mailänder Scala nachts und im Umkreis der, und der Mann, der jetzt — allerdings erst probemäßig — wie Gallone anständig, seinen Mantel um die Schultern geschlagen, den Hut tief ins Gesicht

„Schneller! Los doch!“ Unruhig geht ein Offizier im Stabquartier des Kriegsministeriums in Madrid auf und ab. An einem Tisch sitzen zwei Beamte und verhalten sich ruhig und einer halben Stunde, einen aufseherischen Befehl zu entziffern. Doch die Schiffe ist so geflickt gewirkt, daß die Arbeit außerordentlich schwierig ist. Endlich scheint die Lösung des Geheimtelegramms zu gelingen. Mühsam wird Wort für Wort buchstabiert.

„Die Kolonialarmee wird sich heute um 11 Uhr e-r-s-t-e-n“ Entsetzt schauen sich die drei Männer an. Ein und wieder war auch in Madrid schon von einer Offiziersverschwörung gesprochen worden, aber daß eine Armee sich erheben wird, damit hätte selbst die Volksfront nicht gerechnet. Der Offizier zieht seine Uhr, es ist bereits fünf Minuten vor zwei Uhr. Erregt fängt die Ordonnanz zum Fernsprecher.

„Sofort eine dringende Verbindung mit dem Kriegsminister! Es eilt!“

Minuten vergehen. Dann meldet sich der Adjutant des Kriegsministers. Sofort wird ihm die entzifferte Nachricht vorgelesen. Doch diese scheint den Herrn an anderen Ende nicht allzu sehr zu erschauern. Erst auf Drängen hin erklärt er sich bereit, den Kriegsminister in seinem Mittagsklub zu führen. Wieder vergeht eine Weile, bis sich die schlaftrübe Stimme des Ministers selbst meldet. Noch einmal gibt der Ordonnanzoffizier seine wichtige Entdeckung durch.

„Unfinn!“ ist aber die erste Antwort, die er erhält. „Wo ist der Befehl ausgegeben?“ „In Ceuta, Herr Minister, um halb zehn Uhr früh!“

„Ach, da ist doch wieder kein wahres Wort dran. Deswegen brauchen Sie mich doch nicht mittags zu führen...“ ist die ärgerliche Erwiderung des Kriegsministers. „Wenn Sie aber Bedenken haben, bitte, lassen Sie sie von der zuständigen Stelle nachprüfen. Ich glaube nicht daran. Wir haben doch allüberall unsere Gewahrsamsmänner!“, damit schließt der Vertreter des Volksfrontregimes das Gespräch. Es war das Glück Nationalisten, daß Madrid dieser verfrähten Meldung von der Erhebung keinen Glauben schenkte...

Ein heißer Tag liegt über der kleinen nordafrikanischen Festung Melilla. Es ist der Nachmittag des 17. Juli 1936. Kein Wind regt sich, und nirgends sieht man einen Menschen auf der Straße. Alles ist vor der grellen Sonne gestillt. In diese Stille bringt plötzlich das Stimmengewirr mehrerer Polizeibeamter und Wachsoldaten vor dem militärgeographischen Institut. Etwas unwillig über die Störung geht der wachhabende Offizier heraus, um nachzusehen, was es gibt. Doch in Sekundenschnelle hat er begriffen, um was es hier geht.

„Eine Hausdurchsuchung? — Einfach unmöglich!“ lehnt er das Ansinnen der sechs Polizeibeamten ab. Doch die Polizisten zeigen einen schriftlichen Befehl der Madrider Regierung vor. „Warten!“ ist das einzige, was der Wachoffizier erwidert. Er führt ins Haus zurück, ohne Anmeldung klopft er in das Zimmer seines Obersten, der überaus aufsetzt.

„Herr Oberst, wir sind verraten!“ — „Leut-

nant, sind Sie maßlos!“ springt Oberst Solans, der persönliche Vertraute des Generals Francisco Franco auf. „Was ist denn los, sprechen Sie doch!“

„Madrid — die Volksfront — eine Hausdurchsuchung...“

„Hausdurchsuchung? — Ausgeschlossen! Wir haben hier sämtliche Pläne über die Mobilität...



General Franco Archiv-Bild

sation. Wenn sie diese Dokumente finden, dann ist das das Ende der nationalen Erhebung — das ist der sichere Tod zehntausender Offiziere und Anhänger unserer Bewegung — dann ist Spanien nicht mehr zu retten! Los! Alarmieren Sie die Region! Rufen Sie General Franco an! Die Wache muß raus! Wo ist mein Adjutant?“

Fünf Minuten später betreten die sechs Polizisten das militärische Institut. Ein Soldat hat sie heringeführt. An der Treppe steht



Die Befreier Spaniens auf dem Marsch. Einzug der Franco-Truppen ins befreite Bilbao Scherl-M.

# DIENSTAG „17. JULI“

Der Beginn des spanischen Freiheitskampfes in Melilla

Eine Erinnerung von Konradjoachim Schaub

ruhig wie aus Stein gemeißelt Oberst Solans.

„Sie wissen, daß Sie sich in einem Gebäude befinden, das dem Militärkommando untersteht?“ ist seine Frage.

„Das ist in diesem Falle gleich, hier ist der Durchsuchungsbefehl der Regierung“, antwortet der älteste Polizeibeamte. „Ich muß Sie bitten, die Treppe freizumachen!“ wendet er sich dann an den Oberst.

„Welches Sie auf der Hausdurchsuchung?“ — „Selbstverständlich!“ — „Dann bedauere ich Sie...“ Im selben Augenblick sind die sechs Polizisten der Volksfront auch schon entwaffnet, ehe sie sich überhaupt zur Wehr sehen konnten. Die erste Wache ist gebannt, doch die Entschcheidung ist nun gefallen.

Der Oberst kehrt sofort in sein Zimmer zurück. „Ist die Verbindung mit Santa Cruz schon da?“ fragt er. — „Sie muß jeden Augenblick kommen — hier! Santa Cruz!“ Damit reicht ihm sein Adjutant den Hörer. Doch enttäuscht muß er seinen Obersten sprechen hören: „Was, nicht dort? — Ich brauche aber unbedingt eine Verbindung mit Franco! Wo ist denn der General? — Um Gottes Willen!“ Damit hängt er ab. „General Franco ist nach Las Palmas zur Befestigung des Generals Volmes gefahren. Wir müssen selbst handeln!“ erklärt er seinem Adjutanten. „Allo loschlagen!“

Der nächste Gang des Obersten geht zum Kommandanten von Melilla, dem General Romerales. Kurz und bündig erklärt ihm Oberst Solans:

„Herr General! Offiziere und Mannschaften in Afrika haben sich zu einer nationalen Abwehrfront gegen das rote Madrider Regime zusammengeschlossen. Wir haben uns heute zur Befreiung Spaniens von dem Bolschewismus erhoben. Die Nacht ist bereits in unserer Hand. Schließen auch Sie sich unserem Kampf an!“

„Herr Oberst, sind Sie verrückt geworden? Sie revoltieren? Ich lasse Sie verhaften!“ ist die Antwort des Generals.

„Revoltieren?“ ist die erkrankte Frage des Oberst. „Mit uns, Herr General, kämpfen alle nationalen Kreise Spaniens, und hinter uns steht das spanische Volk. — Entscheiden Sie sich — für eine gerechte Sache oder für das im Volk verhasste Volksfrontregime! Kämpfen Sie mit uns?“

„Niemals!“ — „Ist das ihr letztes Wort?“ — „Jawohl! Niemals!“ — Inzwischen ist Oberst Solans an das große Fenster getreten. Mit einer kleinen Handbewegung gibt er das verabschiedete Zeichen. Pflöcklich dreht er sich um und geht einen Schritt vor: „Dann erkläre ich Sie, General Romerales, für verhaftet!“

Die Tür öffnet sich und herein tritt eine Wache der Legion. Ueberrascht sieht der Kommandant von Melilla auf den Sprecher. Dann dreht er sich blitzschnell zum Fenster um, aber auch da stehen auf einmal Legionäre. Resigniert übergibt er seinen Degen.

Zwei Stunden später ist Melilla in der Hand der Nationalen, und General Franco erhält von der verfrähten Erhebung Nachricht. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. So gibt er den Befehl für ganz Spanien zur bestehenden Tat. —

### Die Wäsche des „Generals“

In einem kleinen Städtchen Mitteldeutschlands — zur Zeit, da der dortige Landesoberst noch unumwunden „regierte“ — lag der „Hochkommandant“ des landesherrlichen Regiments in ewigem Fieber mit den Finngomern, die sich nicht darin finden wollten, seine Befehle zu befolgen. Am meisten verdroß es den Herrn „General“, wenn er mit seinen bärenbemühten Gardisten auf dem Übungsplatz, einer großen Rasenfläche, einzutrat und alles mit Wäschehaufen bedeckt vorfand, die man zum Trocknen und Bleichen all-da in die Sonne gelegt hatte. Jedesmal mußte er mit seinen Tapferen lange Zeit warten, bis die Frauen und Mägde gemächlich und vernünftig spazierend die Wäsche abräumten.

Als das nun wieder einmal geschehen war, erschien im Amtsblatt ein scharfes Verbot, und der Ortspolizist wanderte mit der Ruhglocke herum und rief an allen Ecken aus, daß es künftig bei Strafe verboten sei, auf dem Übungsplatz Weinwand und Wäsche zu bleichen. Aber kurz darauf fand der gestrenge Kommandant den ganzen Platz wieder mit Wäschehaufen, Hemden, Dofen und Windeln bedeckt. Da rief ihm die Gebuld er kommandierte keine Mannschaften aufs Feld und ließ rüchlichst alle möglichen Übungen auf der ausgetretenen Wäsche machen.

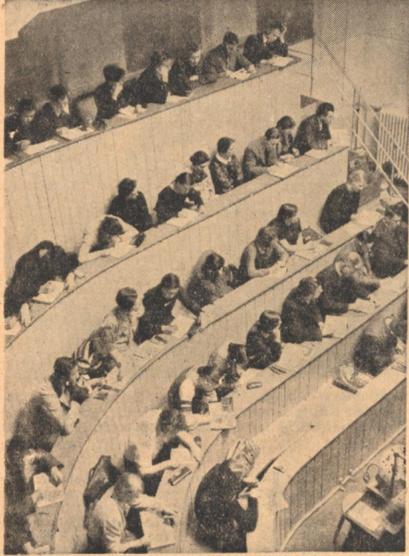
Pflöcklich kam mit liegenden Rücken und Haaren, verzweifelt rufend, eine Wache angelaufen. „Herr Oberst, Herr Oberst! Um Himmels willen, das ist ja Ihre eigene Wäsche, was wird unsere Madam dazu sagen?“

„Das ganze halt!“ kommandierte da der Befehlsgeber mit bebender Stimme. Banglamer als sonst kamen seine Tapferen diesmal dem Befehl nach. Dem Obersten drang der Angschweiß auf die Stirn. Was ihn zu Hause erwartete, wußte er allein. Die Truppen übten fortan weit außerhalb der Stadt. Diad Schimms.

# Nie wieder Frauenstudium?

30 Jahre Hochschulstudium der Frau — Fächer, die der Frau besonders liegen

Wir Frauen feiern in diesem Sommer ein Jubiläum, das in uns die Erinnerung wachruft an Zeiten, in denen die deutschen Frauen um die Teilnahme am deutschen Hoch-



Frauen im Hörsaal  
Eine Vorlesung im großen Hörsaal der Universität Heidelberg (Aufn.: Scherl)

schulstudium ringen mußten. Ausgeschlossen wurde dieser Kampf von begabten, unerschrockenen Frauen, die weitblickend genug waren, um im Frauenstudium eine Be-

reicherung deutschen Geisteslebens zu erblicken. Das Streben dieser Frauen um geistige Vervollkommnung und die daraus sich ergebende Erreichung höherer Berufsziele brachte nach Jahren des Kampfes und der Enttäuschungen unter Einfluß arbeitsverlöblicher Opfer die Freigabe des Universitätsstudiums und die Möglichkeit der Ablegung des Staatsexamens. 30 Jahre sind seit dem Beginn des Frauenstudiums vergangen.

Die Anfänge des Frauenstudiums sind durchaus gesundem Denken entsprungen. Die ersten dieser Frauen hatten den Wunsch, ihr Wissen in fräulicher Art in den Dienst des Volkes zu stellen. So wirkten sie zuerst als Erzieherinnen, als Ärztinnen, als Juristinnen auf sozialem Gebiete. Eine kleine Zahl nur betätigte sich auf rein wissenschaftlichem Gebiete. Erst nach dem Kriege öffneten sich die Universitäten für die Frau auch als Fortschritts- und Lehrkräfte. Es war nicht die Schuld der Frauen, daß in der Nachkriegszeit die Frage des Frauenstudiums immer mehr zum Problem wurde. Vielmehr lag die Ursache in der wirtschaftlichen Entwicklung des Liberalismus und dem daraus sich ergebenden Einbruch artfremden Denkens, der die Frau teilweise sogar amana, ihre Kräfte an denen des Mannes zu messen. Um sich selbst zu behaupten, kam die Frau so weit, Rechte zu fordern, anstatt sich ihrer inneren Gaben und Kräfte und den daraus sich ergebenden Pflichten zu erinnern. Damit begann auch auf der Hochschule jener ungeliebte Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter, der die Frau soweit brachte, der Wissenschaft zu huldigen um des Wissens willen, losgelöst von jeder völkischen Bindung. Dazu kam der wirtschaftliche Zerfall und die Ueberfüllung der Berufe und das damit verbundene Verschwinden des Einzelstreits wurde das Studium Modische, zum anderen wurden eine Anzahl junger Mädchen aus Furcht vor der Arbeitslosigkeit zum Studium gezwungen. So lagen die Verhältnisse, als der Nationalsozialismus zur Macht kam. In der ersten Zeit des Umbruchs wurde immer wieder der Ruf laut: „Nie wieder Frauenstudium!“, eine Parole, die eine Zeitlang das Frauenstudium ernsthaft gefährdete und einen teilweise erbitterten Meinungsstreit hervorrief. Die Forderung war auf gemeint, denn sie entsprang dem Wunsch, die Frauen ihrem ureigenen Berufe, dem des Frauen- und Muttertums zurückzugeben. Die Forderungen verrauchten aber, daß wir es uns heute in unserer unabweisbaren wirtschaftlichen Kampf um die Freiheit der Nation nicht leisten können, Kräfte in ihrer Entwicklung zu hemmen, die wir in unserer Lage nicht entbehren können. Sie dachten vor allem nicht daran, daß es Wissensgebiete gibt, die dem Lebenskreis der Frau besonders entsprechen, die den wissenschaftlichen Einfluß der

Frau fördern, wenn dem Gesamtinteresse der Nation genügt werden soll.

Den richtigen Weg zur Einordnung in die Gesamterfordernisse der Nation fand die Hochschulfrauentum nach der Machtübernahme von sich aus. Sie wandte sich ganz von selbst den Gebieten zu, die ihr wieder ein Erfüllsein, eine innere Befriedigung brachten, durch die sie Mitgestalterin am deutschen Schicksal wurde. Wir finden die deutsche Frau heute auf den Gebieten der Medizin und Erziehung, auch auf dem der Volkswirtschaft, das im Hinblick auf den Vierjahresplan in den Vordergrund gerückt ist. Immer wird sich aber die Frau auf kulturellem Gebiete betätigen, weil sie gerade hier ihre ganzen Kräfte zur Entfaltung bringen und eine wesentliche Ergänzungsarbeit zu der des Mannes leisten kann.

Daneben hat die Hochschulfrauentum auch bald den Weg zur sozialen Einflußbereitschaft gefunden, sich damit in die vorderste Kampffront begeben und für sich und ihre Kameradinnen die Stellung an der deutschen Hochschule gesichert. Sie ist in ihrer Freiheit tätig im Fabrik- und Handwerksdienst und im Berufsleben vom Vollen heraus. Dies bringt ihr jene Summe praktischer Lebenserfahrung, die eine Absonderung vom Volksangehen unmöglich macht und sie ganz von selbst einwirkt, ihre Kraft am richtigen Ort einzusetzen.

Wenn wir diesen Sommer durch Presse und Rundfunk an die Zulassung der Frau zum Hochschulstudium er-



Eine Studentin (Aufn.: E. Hase, Frankfurt a. M.)

innert werden, dann wollen wir all der deutschen Frauen gedenken, die durch ihren Kampf die Wege dazu geebnet haben. Wir sind uns bewußt, daß aus der Unteilbarkeit von Blut und Geist die Gelamtaufgabe erwächst, dem deutschen Volk das Bild des deutschen Weibens wiederzugeben. Die Frauen als Bitterinnen deutscher Art und deutschen Weibens sind dankbar, daß sie in der arbeitsreichen Auseinandersetzung als leibliche oder geistige Mutter dem Volke dienen dürfen.

Katalie Höfler.

## Das Grotten- und Kindergrotten

Von Hilbe Hecker

Es ist ganz gut, daß zu den Freunden unseres Hauses kein Gartenfachmann zählt! Vermutlich würde er beim Anblick unseres Gartens den Kopf schütteln. Warum? Kommen sie nur einmal in unser Reich! Wenn man vor der Pforte steht, ahnt man nicht viel von ihm, denn eine dicke Hecke schließt alle unangebetenen Gäste aus. Da ist zuerst einmal unser Kalkplan. Die nur — praktischen Freunde haben ihn für unökonomische Platzverschwendung erklärt und trauern den Gemütemengen nach, die wir ob dieser Verschwendung nicht ernten. Die Kinder toben den grünen Rasen in Grund und Boden, das Kleintier macht seine ersten Kriechversuche darauf, und Mutter's Liegeflügel hat dort seinen Platz. Der Kalkplan also ist uns unentbehrlich, ebenso wie der Sandkasten, den Vater mit den beiden Großen selber gebaut hat und bei dem jedes Körnchen Sand sorgsam geschützt wird, haben ihn doch die Kinder eigenhändig mit Sand von einer ziemlich entfernten Grube holen müssen.

Wer von uns Großen weiß eigentlich noch um das unerlöschliche Glück, das sich ein Sandplatz Kinderherzen zu geben vermag? Was für wunderbare Dinae werden aus dem rieselnden Stoff hervorgezaubert, um wieder zerstückt und in Neues verwandelt zu werden! Vater und Mutter können sich hier als die richtigen Kameraden erweisen, die mit kleinen Hilfsmitteln einer schicksalhaften lernen, als wenn sie etwa nachmittags auf asphaltiertem Spielplatz mit ihnen „Kuft schnappen“. Eine junge Frau sagte neulich: „Ich muß im nächsten Jahr auch ein Stückchen Garten haben. Sie glauben gar nicht, was für einen Raubbau man mit seiner Zeit und seiner Nervenkraft treibt, läßt man die Kinder allein unten im Hof spielen! Alle fünf Minuten möchte man nachschauen. Sie machen ihre Gartentüre zu, fertig, und brauchen dann weder vor Autos noch vor sonst irgend etwas Angst zu haben!“

Wir sind aber mit unserer Gartenbesichtigung noch nicht fertig! Vins vom Kalkplan liegt Mutter's Reich, der Gemüsesaaten, Sauber und ordentlich die Beete und schließlich auf den Vitaminbedarf einer schicksalhaften Familie zuzuschneiden. Die Kinder mühen aber lebhaft wiederzuerstehen, wollte die Mutter diesen Gartenteil als ihr alleiniges Reich bezeichnen. Sie hätten auch recht, denn sie sind genau so stolz auf alles, was da gedeiht, und gehen dem Unkraut mit wachem Hohn zuleibe.

Daß die Kinder der Mutter bei allen Arbeiten aern helfen, ist offensichtlich, sie reißen sich geradezu darum. Das „Warum“ ist Mutter's Geheimnis. Aber eigentlich

ist es gar kein. Wo vier Kinder sind, ist bei allem guten Willen für das einzelne mit seinen Sorgen und Wünschen nicht allzuviel Zeit; eine allmähliche Gewöhnung, der Mutter dies und das anzuvertrauen oder auch einmal abzuschiedeln, ist die gemeinsame Gartenarbeit. Die Kin-



Der Eimer ist schwer

der wissen das und nutzen es aus, — und die Mutter auch.

An der linken Seite des Gartens ist nichts auszuweisen, nein? Aber auf der rechten, da steht es einmarmen unsymmetrisch aus! Da liegen nämlich die Gartenbeete der Kinder, ihr ureigenes Reich.

Das Beet des Großen ist ein Spiegelbild seiner selbst, die Pflanzen stehen in Reihe und Glied, wie die Soldaten. — Daneben blüht und wuchert es in einer Fülle und Farbenpracht von Blumen, die man dem mageren Boden gar nicht zugezogen hätte. Und auch seiner Gärtnerin nicht! Das war die größte Liebererziehung, die uns unser Garten vermittelte, daß sich unsere wilde Seele als ein Blumenmütterchen mit unwahrscheinlich glücklicher Hand entpuppte. Das Reich unserer kleinen Urkel hier steht etwas kümmerlich aus: ihrem Temperament dauerte jeder Wachstumsprozess zu lange, und sie hatte so oft nach ihren Feuerbohnen „nachgesehen“, bis die Keimlinge sich gegen diese fortgesetzte Mißhandlung kräuterten und das weitere Wachsen verweigerten. Urkel hat das aber nicht mitgenommen, wir sehen: sie hilft, mit allem Ernst und der ganzen Energie, deren ihre kleine Persönlichkeit fähig ist! — Wie schwer ist doch schon für uns Erwachsene das Abwarten können, das Geduld haben! Wie schwer muß das dann erst für ein Kind sein, das ja nur begrenzte Vorkräfte von Zeit hat! Schon um dieses Ginen willen, daß die Kinder mit dem Begriff von Wachsen und Werden, von Saat und Ernte, von Vergehen und Unvergänglichkeit tiefinnere vertraut werden, schon darum sollten sie ein Stückchen eigenes Land haben! —

Wir jedenfalls können uns unsere Kinder gar nicht mehr ohne unser Reich mit all seinen Werken vorstellen.

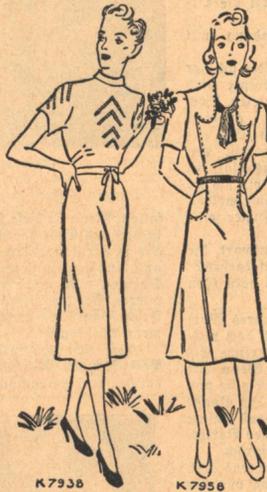


Die kleine, aber fleißige Helferlin  
Aufnahmen: Jutta Selle, Berlin

## Das weiße Kleid

K 7938  
Kleid in leicht nacharbeitender Schnittform mit Halsaum. Gr. Ultra-Schnitt in den Größen I und II.

K 7958  
An diesem flotten Reizenkleid sind die Teilungsnahte durch Stepperei betont. Das Kleid ist durchgehend gefürnt. Gr. Ultra-Schnitt in den Größen I, II und III.



K 7938

K 7958

Dem weißen Kleid ein Vob-  
Kleid zu tragen ist eigentlich ein überflüssiges Unternehmen, denn es gibt wohl kaum eine Frau, die nicht in jedem Sommer von neuem dem Reiz eines weißen Kleidchens verfallt. Wie praktisch und sparsam ist es allein schon, daß man die Kleider selbst waschen und bügeln kann, — um fest abellos und gepflegt und sehr adrett anzusehen. Jede Frau weiß, wieviel besonderer Reiz von solch einem sorgfältig behandelten, schneeweißen Kleid ausgeht und wie lange man, modisch gesehen, solche Kleider tragen kann. Denn ihre sehr sportlich betonten Schnittformen sind fast zeitlos, d. h. man kann solch ein Kleid mehrere Sommer hintereinander tragen, wenn man durch Regulieren der Länge und durch Auswecheln der kleinen modischen Zutaten dem Kleid in

K 7948  
Ein reizendes Kleid aus Leinen oder Kunstleide mit borden Volantellen. Für die farbige Randbegrenzung eignen sich Borte oder Bänder. Man kann das Bänderchen unter dem Bolero auch abnehmbar arbeiten. Gr. Ultra-Schnitt in den Größen 17, I und II.

K 7952  
Flottes Sportkleid mit Faltenrock und durchgeknöpfter Kordel. Der Ausschnitt ist vorn hochgeschitten, die mittlere Kordelle ist mit Borte angeknüpft. Als Material Leinen, Wascheide oder Wollleide. Gr. Ultra-Schnitt in den Größen 17, I und II.



K 7948

K 7952

K 7507  
Auch dieses Kleid ist durchgehend geschitten und mit Falten gearbeitet. Die Bluse hat rückwärts eine gerade Borte und wird vorn durchgeknöpft. Gr. Ultra-Schnitt in den Größen I, II und III.

K 7530  
Reizenkleid in sportlicher Form, rückwärts durchgehend geschitten. Das Bolero ist dem rechten Brustteil angeknüpft und mit farbigen Bändern besetzt. Gr. Ultra-Schnitt in Größe I, II und III.



K 7507

K 7530

jeden Jahr das jeweils all-  
tägliche, modische Gesicht gibt. In diesem Sommer wird man die weißen Kleider alle durch farbige Bänder oder durch bunte Tücher und Halskettchen beleben. Wie reizend ist z. B. ein kleines Jasje, dessen Zierfunktionswirkung durch mehrfarbige, aufgesetzte Bänder mühelos erreicht wird, wer Handarbeiten an der Kleidung schätzt, kann sein weißes Kleid durch eingearbeitete Stoffnähte reichlich schmücken — es gibt viele Vorschläge für die verschiedensten Geschmacksrichtungen. Das klassische Sportkleid mit hemdartig geknöpfter Bluse und Faltenrock ist eine der modischen Standardformen, die von dem Wandel nur wenig berührt werden und deshalb allen den Frauen besonders anzuempfehlen ist, die mit dem Wanderverweilen sehr sparsam haushalten müssen.

Schritte zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer“, Sammlr. 1b.

# Nach uns — die Ameisen

Was Forscher prophezeien — Ameisen als Weltherrscher in späteren Jahrtausenden?

Wenn manche Naturforscher ihre Ansicht darüber äußern, daß die Ameisen nach dem Menschengeschlecht die Oberherrschaft auf der Erde erringen werden, so ist das kein Scherz. Man zieht diese Folgerung aus der Tatsache, daß die Ameisen schon heute ein Kulturvolk bilden, dessen Intelligenz und Vielseitigkeit größte Bewunderung erregt.

Bekanntlich betreiben die Ameisen eine regelrechte Landwirtschaft und Viehzucht. Das „Vieh“ — meist sind es Blattläuse, die von den Ameisen durch Wehrflüsser gemolken werden — muß verjagt und vor feindlichen Angriffen behütet werden. Das „Jungvieh“ muß auf günstige Weideweise gebracht werden, wie auch die Pflanze der eigenen Brut große Arbeit und Sorgfalt erfordert. Maden müssen gefüttert und die Puppen sauber gehalten werden. Bald werden sie vom feuchten Boden in die Sonne zum Trocknen gebracht, dann wieder bei eingetretener Trockenheit in tiefere Teile des Ameisenbaues geschafft. Der Pflanzenbau bzw. die Viehzucht, die auf künstlich vorbereiteten Nährböden betrieben wird, erfordert ebenfalls eine planmäßige Arbeit. Naturforscher, die sich mit dem Studium der Ameisenwelt eingehend beschäftigt haben, stellen fest, daß die Ameisen sich einer Wehrbewehrung bedienen. Hierzu gehören die verschiedenartigsten Bewegungen des Körpers und der Gliedmaßen, sowie das gegenseitige Antönen und Befahren. Auch Alarm- und Warnsignale sind in ihrer Sprache vorhanden. Bemerkenswert ist die Ameise eine Gefahr, so läuft sie erragt und mit geöffneten Riefen herum und überträgt ihre Aufregung auf alle Nestgenossen, denen sie begegnet. Ein Teil der Ameisen läuft dann hinaus, um den Feind abzuwehren, ein anderer bringt die Brut und Nahrungsvorräte in Sicherheit.

Der Tiefseeforscher Beebe beobachtete in Afrika einen langen Zug von vielen Millionen wandernder Ameisen. Zu beiden Seiten des Zuges befanden sich „Arbeiter“, die den Gang des Zuges mitschleppten, der hauptsächlich aus Tieren von getötenen Skorpionen bestand. Die „Soldaten“ sorgten für die Ordnung im Zuge. Wer nicht gehörte, bekam von ihren scharfen Zangen sofort einen Denksatzel. Wo eine Wasserlauge das Vorwärts-

schreiten hinderte, bildeten die größten Ameisen eine Art von lebenden Gräben, indem sie sich zu langen Wänden ineinander festbissen, auf denen die große Masse der Ameisen dann ungehindert über das Wasser hinwegwanderte. Wenn eine Ameise eine zu große Last zu schleppen hatte, kamen ihr sofort mehrere andere zu Hilfe. Sobald eine Arbeitsameise durch einen Unglücksfall beschädigt wurde, mußte sie bei der Schar der ausgeholfenen Krüppel bleiben. So häufig eine Ameise vor dem Unglücksfall gewarnt sein mag — hinterher ist sie nichts mehr wert, und man läßt sie liegen, wo sie liegt. Wenn diese Krüppel sich dann wieder unter die anderen mischen wollen, werden sie von den Soldaten zurückgeschickt.

Bekanntlich besitzen die Ameisen auch ein großes Organisationsvermögen als Straßenbauingenieure. Das beweisen die schmalen, zwischen trockenen Tannennadeln sich hinziehenden Verkehrsstraßen, die das Ameisenneß mit den

Jagdgebieten, Arbeitsstätten, Begräbnisplätzen und anderen Orten verbinden, die von den werktätigen Ameisen tagtäglich aufgesucht werden. Obwohl diese zum größten Teil unterirdischen Wege wie ein weberzweigtes Autobahnnetz angelegt sind, kreuzen sie sich an keiner Stelle mit denen eines anderen Staates. Denn wehe, wenn eine Ameise in den Bau einer fremden Kolonie gelangt; auch im dunklen Nestinnern würde sie sofort am fremden Geruch erkannt und unbarmherzig getötet werden.

So zwei Ameisenhöfe nicht weit voneinander wohnen, kommt es oft zu feindlichen Angriffen und Überfällen. Man hat beobachtet, daß sich die Ameisen methodisch auf einen Krieg vorbereiten, indem sie die Zugänge zu ihren Bauten durch Erdbefestigungen in regelrechten Verteidigungszustand versetzen, durch den Regen hindurch „strategische“ Straßen anlegen und die Minnalle, die sich dort befinden, durch Dämme überbrücken. Bricht dann wirklich ein Krieg aus, so wird er mit größter Erbitterung geführt, und nach der Schlacht ist die Wastat oft mit abgebliebenen oder abgeriebenen Ameisenköpfen förmlich besät. Mit großem Wagemut überfallen die Amazonen fremde Nester, töten die

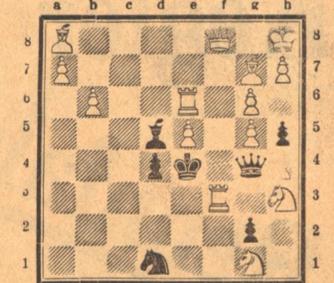
Verteidiger und rauben aus dem Nestinnern in Massen die Puppen, die schnellst zur eigenen Kolonie geschleppt werden. Dort werden sie dann von den Arbeiterinnen aufgezogen, und die schlüpfenden Ameisen reihen sich ohne weiteres in die Schar der ihrer Herren ein.

So weit man bisher das Leben der Ameisen erforschen konnte, sind sie außer dem Menschen zweifellos die intelligentesten aller Tiere. Der bekannte Naturforscher R. S. Francé läßt sich darüber in folgender Weise aus: Das Ameisen- und Termitengehirn ist das am besten entwickelte Tiergehirn, wenn man von den Menschenaffen abläßt. Die Bienen- und Ameisen sind die einzigen Geschöpfe, welche außer uns eine wohlentwickelte Sprache besitzen. Daß es eine Tanz- und Klopfsprache ist, macht die Sache noch wunderbarer. Ameisen wachen in Gärten, deren Boden sie bearbeiten, düngen und jäten, halten Haustiere in einer Sklaverei, melken und füttern sie. Wenn irgendeinem Tier ein geistiger Aufstieg vorhergesagt werden kann, so sind es die Ameisen. Sie sind die Tierklasse, auf die ein großer Aufstieg harrt. Und wenn unser Stern sinken wird, dann leuchtet um so heller der ihre.

Ameisen als Nachfolger der Menschen — eine Ameisenwelt in den Jahrtausenden nach uns! Es klingt wie eine phantastische oder fiktive Dichtung, aber es ist eine Vorhersage, die aus allem Ernst heraus hervorgegangen ist, dem wissenschaftlichen Denken nur hervorbringen kann.

# Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weibinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Post 29 17. Juli 1938  
Aufgabe Nr. 20 von G. D. D. Bernard  
Geb. Amateur



Matt in 2 Zügen.  
Ein schwieriger Zweizüger!

### Nebenlösungen im Schachproblem

Solange es Schachaufgaben gibt, werden auch die Nebenlösungen nicht vermindern. Das Schachproblem ist ein Produkt von taugen, ja wochen- und monatelanger Arbeit. Endlich hält es der Verleger, nachdem es immer und immer wieder „durchgeföhrt“ worden ist, reif zur Veröffentlichung. Aber da will er im letzten Augenblick noch eine neue Variante hinzufügen, oder er möchte einen schöneren Schlüsselzug einfügen; er ändert eine Nebenlösung in der Stellung — und schon hat sich eine verdeckte oder auch eine ganz plumme Nebenlösung in das Problem eingeschlichen, die es wertlos macht.

So ist es auch mit unseren Problemen 13 und 14 ergangen. In dem Vierzüger war von dem Autor beabsichtigt: 1. f2-f3 g7-g5, 2. K:a3 f5, 3. f2:g4, 4. f5:g4, 5. f5:g4, 6. f5:g4, 7. f5:g4, 8. f5:g4, 9. f5:g4, 10. f5:g4, 11. f5:g4, 12. f5:g4, 13. f5:g4, 14. f5:g4, 15. f5:g4, 16. f5:g4, 17. f5:g4, 18. f5:g4, 19. f5:g4, 20. f5:g4, 21. f5:g4, 22. f5:g4, 23. f5:g4, 24. f5:g4, 25. f5:g4, 26. f5:g4, 27. f5:g4, 28. f5:g4, 29. f5:g4, 30. f5:g4, 31. f5:g4, 32. f5:g4, 33. f5:g4, 34. f5:g4, 35. f5:g4, 36. f5:g4, 37. f5:g4, 38. f5:g4, 39. f5:g4, 40. f5:g4, 41. f5:g4, 42. f5:g4, 43. f5:g4, 44. f5:g4, 45. f5:g4, 46. f5:g4, 47. f5:g4, 48. f5:g4, 49. f5:g4, 50. f5:g4, 51. f5:g4, 52. f5:g4, 53. f5:g4, 54. f5:g4, 55. f5:g4, 56. f5:g4, 57. f5:g4, 58. f5:g4, 59. f5:g4, 60. f5:g4, 61. f5:g4, 62. f5:g4, 63. f5:g4, 64. f5:g4, 65. f5:g4, 66. f5:g4, 67. f5:g4, 68. f5:g4, 69. f5:g4, 70. f5:g4, 71. f5:g4, 72. f5:g4, 73. f5:g4, 74. f5:g4, 75. f5:g4, 76. f5:g4, 77. f5:g4, 78. f5:g4, 79. f5:g4, 80. f5:g4, 81. f5:g4, 82. f5:g4, 83. f5:g4, 84. f5:g4, 85. f5:g4, 86. f5:g4, 87. f5:g4, 88. f5:g4, 89. f5:g4, 90. f5:g4, 91. f5:g4, 92. f5:g4, 93. f5:g4, 94. f5:g4, 95. f5:g4, 96. f5:g4, 97. f5:g4, 98. f5:g4, 99. f5:g4, 100. f5:g4, 101. f5:g4, 102. f5:g4, 103. f5:g4, 104. f5:g4, 105. f5:g4, 106. f5:g4, 107. f5:g4, 108. f5:g4, 109. f5:g4, 110. f5:g4, 111. f5:g4, 112. f5:g4, 113. f5:g4, 114. f5:g4, 115. f5:g4, 116. f5:g4, 117. f5:g4, 118. f5:g4, 119. f5:g4, 120. f5:g4, 121. f5:g4, 122. f5:g4, 123. f5:g4, 124. f5:g4, 125. f5:g4, 126. f5:g4, 127. f5:g4, 128. f5:g4, 129. f5:g4, 130. f5:g4, 131. f5:g4, 132. f5:g4, 133. f5:g4, 134. f5:g4, 135. f5:g4, 136. f5:g4, 137. f5:g4, 138. f5:g4, 139. f5:g4, 140. f5:g4, 141. f5:g4, 142. f5:g4, 143. f5:g4, 144. f5:g4, 145. f5:g4, 146. f5:g4, 147. f5:g4, 148. f5:g4, 149. f5:g4, 150. f5:g4, 151. f5:g4, 152. f5:g4, 153. f5:g4, 154. f5:g4, 155. f5:g4, 156. f5:g4, 157. f5:g4, 158. f5:g4, 159. f5:g4, 160. f5:g4, 161. f5:g4, 162. f5:g4, 163. f5:g4, 164. f5:g4, 165. f5:g4, 166. f5:g4, 167. f5:g4, 168. f5:g4, 169. f5:g4, 170. f5:g4, 171. f5:g4, 172. f5:g4, 173. f5:g4, 174. f5:g4, 175. f5:g4, 176. f5:g4, 177. f5:g4, 178. f5:g4, 179. f5:g4, 180. f5:g4, 181. f5:g4, 182. f5:g4, 183. f5:g4, 184. f5:g4, 185. f5:g4, 186. f5:g4, 187. f5:g4, 188. f5:g4, 189. f5:g4, 190. f5:g4, 191. f5:g4, 192. f5:g4, 193. f5:g4, 194. f5:g4, 195. f5:g4, 196. f5:g4, 197. f5:g4, 198. f5:g4, 199. f5:g4, 200. f5:g4, 201. f5:g4, 202. f5:g4, 203. f5:g4, 204. f5:g4, 205. f5:g4, 206. f5:g4, 207. f5:g4, 208. f5:g4, 209. f5:g4, 210. f5:g4, 211. f5:g4, 212. f5:g4, 213. f5:g4, 214. f5:g4, 215. f5:g4, 216. f5:g4, 217. f5:g4, 218. f5:g4, 219. f5:g4, 220. f5:g4, 221. f5:g4, 222. f5:g4, 223. f5:g4, 224. f5:g4, 225. f5:g4, 226. f5:g4, 227. f5:g4, 228. f5:g4, 229. f5:g4, 230. f5:g4, 231. f5:g4, 232. f5:g4, 233. f5:g4, 234. f5:g4, 235. f5:g4, 236. f5:g4, 237. f5:g4, 238. f5:g4, 239. f5:g4, 240. f5:g4, 241. f5:g4, 242. f5:g4, 243. f5:g4, 244. f5:g4, 245. f5:g4, 246. f5:g4, 247. f5:g4, 248. f5:g4, 249. f5:g4, 250. f5:g4, 251. f5:g4, 252. f5:g4, 253. f5:g4, 254. f5:g4, 255. f5:g4, 256. f5:g4, 257. f5:g4, 258. f5:g4, 259. f5:g4, 260. f5:g4, 261. f5:g4, 262. f5:g4, 263. f5:g4, 264. f5:g4, 265. f5:g4, 266. f5:g4, 267. f5:g4, 268. f5:g4, 269. f5:g4, 270. f5:g4, 271. f5:g4, 272. f5:g4, 273. f5:g4, 274. f5:g4, 275. f5:g4, 276. f5:g4, 277. f5:g4, 278. f5:g4, 279. f5:g4, 280. f5:g4, 281. f5:g4, 282. f5:g4, 283. f5:g4, 284. f5:g4, 285. f5:g4, 286. f5:g4, 287. f5:g4, 288. f5:g4, 289. f5:g4, 290. f5:g4, 291. f5:g4, 292. f5:g4, 293. f5:g4, 294. f5:g4, 295. f5:g4, 296. f5:g4, 297. f5:g4, 298. f5:g4, 299. f5:g4, 300. f5:g4, 301. f5:g4, 302. f5:g4, 303. f5:g4, 304. f5:g4, 305. f5:g4, 306. f5:g4, 307. f5:g4, 308. f5:g4, 309. f5:g4, 310. f5:g4, 311. f5:g4, 312. f5:g4, 313. f5:g4, 314. f5:g4, 315. f5:g4, 316. f5:g4, 317. f5:g4, 318. f5:g4, 319. f5:g4, 320. f5:g4, 321. f5:g4, 322. f5:g4, 323. f5:g4, 324. f5:g4, 325. f5:g4, 326. f5:g4, 327. f5:g4, 328. f5:g4, 329. f5:g4, 330. f5:g4, 331. f5:g4, 332. f5:g4, 333. f5:g4, 334. f5:g4, 335. f5:g4, 336. f5:g4, 337. f5:g4, 338. f5:g4, 339. f5:g4, 340. f5:g4, 341. f5:g4, 342. f5:g4, 343. f5:g4, 344. f5:g4, 345. f5:g4, 346. f5:g4, 347. f5:g4, 348. f5:g4, 349. f5:g4, 350. f5:g4, 351. f5:g4, 352. f5:g4, 353. f5:g4, 354. f5:g4, 355. f5:g4, 356. f5:g4, 357. f5:g4, 358. f5:g4, 359. f5:g4, 360. f5:g4, 361. f5:g4, 362. f5:g4, 363. f5:g4, 364. f5:g4, 365. f5:g4, 366. f5:g4, 367. f5:g4, 368. f5:g4, 369. f5:g4, 370. f5:g4, 371. f5:g4, 372. f5:g4, 373. f5:g4, 374. f5:g4, 375. f5:g4, 376. f5:g4, 377. f5:g4, 378. f5:g4, 379. f5:g4, 380. f5:g4, 381. f5:g4, 382. f5:g4, 383. f5:g4, 384. f5:g4, 385. f5:g4, 386. f5:g4, 387. f5:g4, 388. f5:g4, 389. f5:g4, 390. f5:g4, 391. f5:g4, 392. f5:g4, 393. f5:g4, 394. f5:g4, 395. f5:g4, 396. f5:g4, 397. f5:g4, 398. f5:g4, 399. f5:g4, 400. f5:g4, 401. f5:g4, 402. f5:g4, 403. f5:g4, 404. f5:g4, 405. f5:g4, 406. f5:g4, 407. f5:g4, 408. f5:g4, 409. f5:g4, 410. f5:g4, 411. f5:g4, 412. f5:g4, 413. f5:g4, 414. f5:g4, 415. f5:g4, 416. f5:g4, 417. f5:g4, 418. f5:g4, 419. f5:g4, 420. f5:g4, 421. f5:g4, 422. f5:g4, 423. f5:g4, 424. f5:g4, 425. f5:g4, 426. f5:g4, 427. f5:g4, 428. f5:g4, 429. f5:g4, 430. f5:g4, 431. f5:g4, 432. f5:g4, 433. f5:g4, 434. f5:g4, 435. f5:g4, 436. f5:g4, 437. f5:g4, 438. f5:g4, 439. f5:g4, 440. f5:g4, 441. f5:g4, 442. f5:g4, 443. f5:g4, 444. f5:g4, 445. f5:g4, 446. f5:g4, 447. f5:g4, 448. f5:g4, 449. f5:g4, 450. f5:g4, 451. f5:g4, 452. f5:g4, 453. f5:g4, 454. f5:g4, 455. f5:g4, 456. f5:g4, 457. f5:g4, 458. f5:g4, 459. f5:g4, 460. f5:g4, 461. f5:g4, 462. f5:g4, 463. f5:g4, 464. f5:g4, 465. f5:g4, 466. f5:g4, 467. f5:g4, 468. f5:g4, 469. f5:g4, 470. f5:g4, 471. f5:g4, 472. f5:g4, 473. f5:g4, 474. f5:g4, 475. f5:g4, 476. f5:g4, 477. f5:g4, 478. f5:g4, 479. f5:g4, 480. f5:g4, 481. f5:g4, 482. f5:g4, 483. f5:g4, 484. f5:g4, 485. f5:g4, 486. f5:g4, 487. f5:g4, 488. f5:g4, 489. f5:g4, 490. f5:g4, 491. f5:g4, 492. f5:g4, 493. f5:g4, 494. f5:g4, 495. f5:g4, 496. f5:g4, 497. f5:g4, 498. f5:g4, 499. f5:g4, 500. f5:g4, 501. f5:g4, 502. f5:g4, 503. f5:g4, 504. f5:g4, 505. f5:g4, 506. f5:g4, 507. f5:g4, 508. f5:g4, 509. f5:g4, 510. f5:g4, 511. f5:g4, 512. f5:g4, 513. f5:g4, 514. f5:g4, 515. f5:g4, 516. f5:g4, 517. f5:g4, 518. f5:g4, 519. f5:g4, 520. f5:g4, 521. f5:g4, 522. f5:g4, 523. f5:g4, 524. f5:g4, 525. f5:g4, 526. f5:g4, 527. f5:g4, 528. f5:g4, 529. f5:g4, 530. f5:g4, 531. f5:g4, 532. f5:g4, 533. f5:g4, 534. f5:g4, 535. f5:g4, 536. f5:g4, 537. f5:g4, 538. f5:g4, 539. f5:g4, 540. f5:g4, 541. f5:g4, 542. f5:g4, 543. f5:g4, 544. f5:g4, 545. f5:g4, 546. f5:g4, 547. f5:g4, 548. f5:g4, 549. f5:g4, 550. f5:g4, 551. f5:g4, 552. f5:g4, 553. f5:g4, 554. f5:g4, 555. f5:g4, 556. f5:g4, 557. f5:g4, 558. f5:g4, 559. f5:g4, 560. f5:g4, 561. f5:g4, 562. f5:g4, 563. f5:g4, 564. f5:g4, 565. f5:g4, 566. f5:g4, 567. f5:g4, 568. f5:g4, 569. f5:g4, 570. f5:g4, 571. f5:g4, 572. f5:g4, 573. f5:g4, 574. f5:g4, 575. f5:g4, 576. f5:g4, 577. f5:g4, 578. f5:g4, 579. f5:g4, 580. f5:g4, 581. f5:g4, 582. f5:g4, 583. f5:g4, 584. f5:g4, 585. f5:g4, 586. f5:g4, 587. f5:g4, 588. f5:g4, 589. f5:g4, 590. f5:g4, 591. f5:g4, 592. f5:g4, 593. f5:g4, 594. f5:g4, 595. f5:g4, 596. f5:g4, 597. f5:g4, 598. f5:g4, 599. f5:g4, 600. f5:g4, 601. f5:g4, 602. f5:g4, 603. f5:g4, 604. f5:g4, 605. f5:g4, 606. f5:g4, 607. f5:g4, 608. f5:g4, 609. f5:g4, 610. f5:g4, 611. f5:g4, 612. f5:g4, 613. f5:g4, 614. f5:g4, 615. f5:g4, 616. f5:g4, 617. f5:g4, 618. f5:g4, 619. f5:g4, 620. f5:g4, 621. f5:g4, 622. f5:g4, 623. f5:g4, 624. f5:g4, 625. f5:g4, 626. f5:g4, 627. f5:g4, 628. f5:g4, 629. f5:g4, 630. f5:g4, 631. f5:g4, 632. f5:g4, 633. f5:g4, 634. f5:g4, 635. f5:g4, 636. f5:g4, 637. f5:g4, 638. f5:g4, 639. f5:g4, 640. f5:g4, 641. f5:g4, 642. f5:g4, 643. f5:g4, 644. f5:g4, 645. f5:g4, 646. f5:g4, 647. f5:g4, 648. f5:g4, 649. f5:g4, 650. f5:g4, 651. f5:g4, 652. f5:g4, 653. f5:g4, 654. f5:g4, 655. f5:g4, 656. f5:g4, 657. f5:g4, 658. f5:g4, 659. f5:g4, 660. f5:g4, 661. f5:g4, 662. f5:g4, 663. f5:g4, 664. f5:g4, 665. f5:g4, 666. f5:g4, 667. f5:g4, 668. f5:g4, 669. f5:g4, 670. f5:g4, 671. f5:g4, 672. f5:g4, 673. f5:g4, 674. f5:g4, 675. f5:g4, 676. f5:g4, 677. f5:g4, 678. f5:g4, 679. f5:g4, 680. f5:g4, 681. f5:g4, 682. f5:g4, 683. f5:g4, 684. f5:g4, 685. f5:g4, 686. f5:g4, 687. f5:g4, 688. f5:g4, 689. f5:g4, 690. f5:g4, 691. f5:g4, 692. f5:g4, 693. f5:g4, 694. f5:g4, 695. f5:g4, 696. f5:g4, 697. f5:g4, 698. f5:g4, 699. f5:g4, 700. f5:g4, 701. f5:g4, 702. f5:g4, 703. f5:g4, 704. f5:g4, 705. f5:g4, 706. f5:g4, 707. f5:g4, 708. f5:g4, 709. f5:g4, 710. f5:g4, 711. f5:g4, 712. f5:g4, 713. f5:g4, 714. f5:g4, 715. f5:g4, 716. f5:g4, 717. f5:g4, 718. f5:g4, 719. f5:g4, 720. f5:g4, 721. f5:g4, 722. f5:g4, 723. f5:g4, 724. f5:g4, 725. f5:g4, 726. f5:g4, 727. f5:g4, 728. f5:g4, 729. f5:g4, 730. f5:g4, 731. f5:g4, 732. f5:g4, 733. f5:g4, 734. f5:g4, 735. f5:g4, 736. f5:g4, 737. f5:g4, 738. f5:g4, 739. f5:g4, 740. f5:g4, 741. f5:g4, 742. f5:g4, 743. f5:g4, 744. f5:g4, 745. f5:g4, 746. f5:g4, 747. f5:g4, 748. f5:g4, 749. f5:g4, 750. f5:g4, 751. f5:g4, 752. f5:g4, 753. f5:g4, 754. f5:g4, 755. f5:g4, 756. f5:g4, 757. f5:g4, 758. f5:g4, 759. f5:g4, 760. f5:g4, 761. f5:g4, 762. f5:g4, 763. f5:g4, 764. f5:g4, 765. f5:g4, 766. f5:g4, 767. f5:g4, 768. f5:g4, 769. f5:g4, 770. f5:g4, 771. f5:g4, 772. f5:g4, 773. f5:g4, 774. f5:g4, 775. f5:g4, 776. f5:g4, 777. f5:g4, 778. f5:g4, 779. f5:g4, 780. f5:g4, 781. f5:g4, 782. f5:g4, 783. f5:g4, 784. f5:g4, 785. f5:g4, 786. f5:g4, 787. f5:g4, 788. f5:g4, 789. f5:g4, 790. f5:g4, 791. f5:g4, 792. f5:g4, 793. f5:g4, 794. f5:g4, 795. f5:g4, 796. f5:g4, 797. f5:g4, 798. f5:g4, 799. f5:g4, 800. f5:g4, 801. f5:g4, 802. f5:g4, 803. f5:g4, 804. f5:g4, 805. f5:g4, 806. f5:g4, 807. f5:g4, 808. f5:g4, 809. f5:g4, 810. f5:g4, 811. f5:g4, 812. f5:g4, 813. f5:g4, 814. f5:g4, 815. f5:g4, 816. f5:g4, 817. f5:g4, 818. f5:g4, 819. f5:g4, 820. f5:g4, 821. f5:g4, 822. f5:g4, 823. f5:g4, 824. f5:g4, 825. f5:g4, 826. f5:g4, 827. f5:g4, 828. f5:g4, 829. f5:g4, 830. f5:g4, 831. f5:g4, 832. f5:g4, 833. f5:g4, 834. f5:g4, 835. f5:g4, 836. f5:g4, 837. f5:g4, 838. f5:g4, 839. f5:g4, 840. f5:g4, 841. f5:g4, 842. f5:g4, 843. f5:g4, 844. f5:g4, 845. f5:g4, 846. f5:g4, 847. f5:g4, 848. f5:g4, 849. f5:g4, 850. f5:g4, 851. f5:g4, 852. f5:g4, 853. f5:g4, 854. f5:g4, 855. f5:g4, 856. f5:g4, 857. f5:g4, 858. f5:g4, 859. f5:g4, 860. f5:g4, 861. f5:g4, 862. f5:g4, 863. f5:g4, 864. f5:g4, 865. f5:g4, 866. f5:g4, 867. f5:g4, 868. f5:g4, 869. f5:g4, 870. f5:g4, 871. f5:g4, 872. f5:g4, 873. f5:g4, 874. f5:g4, 875. f5:g4, 876. f5:g4, 877. f5:g4, 878. f5:g4, 879. f5:g4, 880. f5:g4, 881. f5:g4, 882. f5:g4, 883. f5:g4, 884. f5:g4, 885. f5:g4, 886. f5:g4, 887. f5:g4, 888. f5:g4, 889. f5:g4, 890. f5:g4, 891. f5:g4, 892. f5:g4, 893. f5:g4, 894. f5:g4, 895. f5:g4, 896. f5:g4, 897. f5:g4, 898. f5:g4, 899. f5:g4, 900. f5:g4, 901. f5:g4, 902. f5:g4, 903. f5:g4, 904. f5:g4, 905. f5:g4, 906. f5:g4, 907. f5:g4, 908. f5:g4, 909. f5:g4, 910. f5:g4, 911. f5:g4, 912. f5:g4, 913. f5:g4, 914. f5:g4, 915. f5:g4, 916. f5:g4, 917. f5:g4, 918. f5:g4, 919. f5:g4, 920. f5:g4, 921. f5:g4, 922. f5:g4, 923. f5:g4, 924. f5:g4, 925. f5:g4, 926. f5:g4, 927. f5:g4, 928. f5:g4, 929. f5:g4, 930. f5:g4, 931. f5:g4, 932. f5:g4, 933. f5:g4, 934. f5:g4, 935. f5:g4, 936. f5:g4, 937. f5:g4, 938. f5:g4, 939. f5:g4, 940. f5:g4, 941. f5:g4, 942. f5:g4, 943. f5:g4, 944. f5:g4, 945. f5:g4, 946. f5:g4, 947. f5:g4, 948. f5:g4, 949. f5:g4, 950. f5:g4, 951. f5:g4, 952. f5:g4, 953. f5:g4, 954. f5:g4, 955. f5:g4, 956. f5:g4, 957. f5:g4, 958. f5:g4, 959. f5:g4, 960. f5:g4, 961. f5:g4, 962. f5:g4, 963. f5:g4, 964. f5:g4, 965. f5:g4, 966. f5:g4, 967. f5:g4, 968. f5:g4, 969. f5:g4, 970. f5:g4, 971. f5:g4, 972. f5:g4, 973. f5:g4, 974. f5:g4, 975. f5:g4, 976. f5:g4, 977. f5:g4, 978. f5:g4, 979. f5:g4, 980. f5:g4, 981. f5:g4, 982. f5:g4, 983. f5:g4, 984. f5:g4, 985. f5:g4, 986. f5:g4, 987. f5:g4, 988. f5:g4, 989. f5:g4, 990. f5:g4, 991. f5:g4, 992. f5:g4, 993. f5:g4, 994. f5:g4, 995. f5:g4, 996. f5:g4, 997. f5:g4, 998. f5:g4, 999. f5:g4, 1000. f5:g4, 1001. f5:g4, 1002. f5:g4, 1003. f5:g4, 1

# Gärtner Kegler Rennfahrer

Besuch

bei Hermann Lang,

Deutschlands erfolgreichstem Autorennfahrer



Hermann Lang, Steger von Trülpols, Deutschlands große Hoffnung im Autorennsport, ist ein echter Sohn seiner schwäbischen Heimat. Voller Einfachheit und Natürlichkeit spricht er nur ungern von sich selber und seinen Leistungen. Und mögen Stege noch so ruhmreich sein, Erfolge noch so blendend, er kehrt zurück ins Remstal, wo sein „Häusl“ steht, um seinen Garten zu bestellen oder fährt abends in eine Wirtschaft am Neckar zum Kegeln, wo ihn unser Mitarbeiter aufsuchte.

Am Donnerstag haben „d' Gugler“ im Gasthof „Zur Neckarau“ ihren Kegelaabend. So ist es seit langem schon Brauch, denn „d' Gugler“ sind alte Kämpfer der hölzernen Kugel, Meister des Trumfies „Alle Reune“. Sie haben Vereinsstatuten, Vereinsfittin und vor allem einen starken Vereinsstolz. Wer bei den „Guglern“ feiert, der muß schon „an Kerle“ sein! Und einer der jüngsten Gugler ist Hermann Lang. Mutter Lang versichert, daß dieser Donnerstagabend der einzige Abend sei, an dem Hermann ohne seine junge Frau Lydia fortgeht. Da so, der Herrmann! Ein pfundiger Rennfahrer ist er ja, aber wehe ihm, wenn er beim Kegeln einen Bock macht — dann wird er nicht schlecht zusammengeschaßt! In aller guten Freundschaft natürlich — das ist bei den Guglern selbstverständlich.

Heut ist Kegelaabend. Vorne, von den Fenstern der Schauffube aus können die geruchsamsten Abendhoppfer sehen, wie die Autos der Gugler heranbrausen und in den hinteren Hof einfahren. Lang ist noch nicht dabei. Dafür hängt über der Tür, die von der Schauffube zur hinten gelegenen Regelbahn

führt, sein Bild im weißen Renndress mit einer Widmung an sein Stammlokal.

Gerade als hinten das erste dumpfe Rollen der Kugeln auftritt, braukt auf der Straße am Neckar ein großer Mercedes heran: Hermann Lang nimmt mit einem scharfen Hupen die Kurve zur Loreinfahrt. Und dann betritt Hermann Lang die Regelbahn.

„Hermann kumm her...! aber a treffe, du!“ Lang zieht schnell die Fude aus, fremfelt unternehmungslustig die Kermel seines bunten Hemdes hoch und bohrt den weinroten Schlip zwischen die Knöpfe. Start zum ersten Wurf. Er stellt sich in Positur — schwingt die Kugel — zielt — wirft — schließt noch ein Stück die Bahn entlang — und: alle Reune? Regel poltern, der Regelstange springt vor — fünf nurl! Ein Autorennrennen und eine Kegelpartie sind zweierlei Ding. Nicht überall kann man gewinnen! Hermann lacht und trinkt sein Bier aus. Kegeln macht an zünftigen Durst, und heute nachmittag hat er stundenlang im Garten seines neuen Wochenendhäusles geschäft.

In einer halben Stunde sind wir von Stuttgart herausgefahren in das frischgrüne Nems-

tal, wo die kleinen schwäbischen Dörfer zwischen Obwiesen und Weingärten liegen. In Beutelsbach fragen wir nach „dem Lang sein Häusle“. Das weiß hier schon jedes Kind. Und ein Bauerlein, das gerade mit seinem mit Döhlen bespannten Heuwagen vorüberzieht, zeigt mit dem Zeigefinger in einen Hof: „Dort isch dem Lang sei Fuhrwerk!“ Wirklich, dort steht das „Fuhrwerk“, der große Mercedes, und Lang verläßt gerade ein



Selbst ist der Mann

„Pöble Mofcht“, das er sich hat füllen lassen. Neben ihm, auf dem Vorderfuß, thront stolz Bolko, der Wolfshund.

Zwischen Wiesen und Weinbergen schmelzen die Wagen. Und dann sind wir da. Man spürt sofort, daß Hermann Lang dieses Stückchen schwäbische Erde seit seinen Jugendtagen wie keine Hofentasse kennt, denn er hat sich den schönsten Platz für sein Häusl ausgesucht, den man hier finden kann. Bei einem Beutelsbacher Bauern hat einer der Brüder von Lang im Krieg als Landbesitzer gearbeitet. Und weil die Bauersleute keine Kinder hatten, haben sie „den kleinen Bruder vom Lang“ in den Ferien zu sich eingeladen. Damals ist Hermann sicher schon hier auf den Höfen zwischen den Weinbergen herumgellektert, und vielleicht hat er damals schon etwas von der Freude gespürt, die ihn heute erfüllt, wenn er hinausgeht in das schwäbische Land, bis dahin, wo die Hügelketten im Sommerdunst verblauen.

„An ideales Pöble ischt!“ — sagt er glücklich. Und erzählt stolz, wie er die Bauerlandnis hier oben durchgeseht habe, wie er erzählt habe, daß er, von einem Rennen heimkehrend, gerade diese Luft hier „ben brauche!“ Und dann zeigt er jeden Winkel des winzigen, hübschen Holzhäuschens, das noch nach frischer Farbe und Beize duftet. Mit dem winzigen Herd kann man „a bißle ebbes kuche und heize“. Das blaugraue Steingut-Geschir hat er bei einer Rennreise im Rheinland entdeckt und erstanden. Die „pfundige“ Patentwasserspülung an einem verschwiegenen Ort wird vorgeführt, und die „prima“ Duschanlage in einem kleinen Holzsanbau hinterm Haus. Strahlend glücklich und stolz, wie ein Junge über sein erstes Fahrrad ist, zeigt er das alles.

Sein älterer Bruder hat es schon immer gefagt: der Hermann wird noch etwas schaffen, der wird noch etwas heimbringen. Die Mutter erzählt es. Sie ist eine echte Mutter:

Stolz über den Sohn und Besorgnis um ihn klingen aus all ihren einfachen, schlichten Worten. Es wird einem warm ums Herz, wenn man sie erzählen hört. Hermann ist ihr Jüngster. Von fünf Söhnen der einzige Ueberlebende. Vierzehn Jahre alt war er, als der Vater, der Fuhrmann war, starb. Damals kam er gerade in die Lehre in eine Stuttgarter Motorrad-Werkstatt. Und bald ist er „mit Leib und Lebe“ Motorrad gefahren. Fünfzehn Jahre ist das jetzt her. Sie selber stand täglich als Köchin in einem großen Kantinenbetrieb. Und als Hermann dann Motorrad-Rennfahrer war, hat sie sich über ihrer Arbeit oft um das Leben des Sohnes gekümmert. „Viele schlaflose Nächte hat's seitdem gegeben. Die Angst, wo i immer ausbleib... heut noch jedesmal...“

Lydia, die junge Frau, ist ruhiger. Sie kennt keine Angst. Sie vertraut der Sicherheit und der Ruhe des Mannes. „Sie hat auch noch nicht das erlebt, was ich erlebt habe...“ — sagt die Mutter mit einem kleinen Lächeln. Zwei Söhne sind tödlich mit dem Motorrad verunglückt. Verli, nur wenig älter als Hermann, hat noch Stunden vor seinem Tode gefagt, daß er seinen Beruf verfehlt habe, und sich entschlossen habe, nun auch Motorrad-Rennfahrer zu werden. Dann fuhr er weg und kam nicht wieder heim. Er war ehrgelzig und hatte das lebhaftere Temperament der Mutter. „Der Hermann ischt wie der Vater, der war auch so breit, und die Ruhe hat er von ihm.“

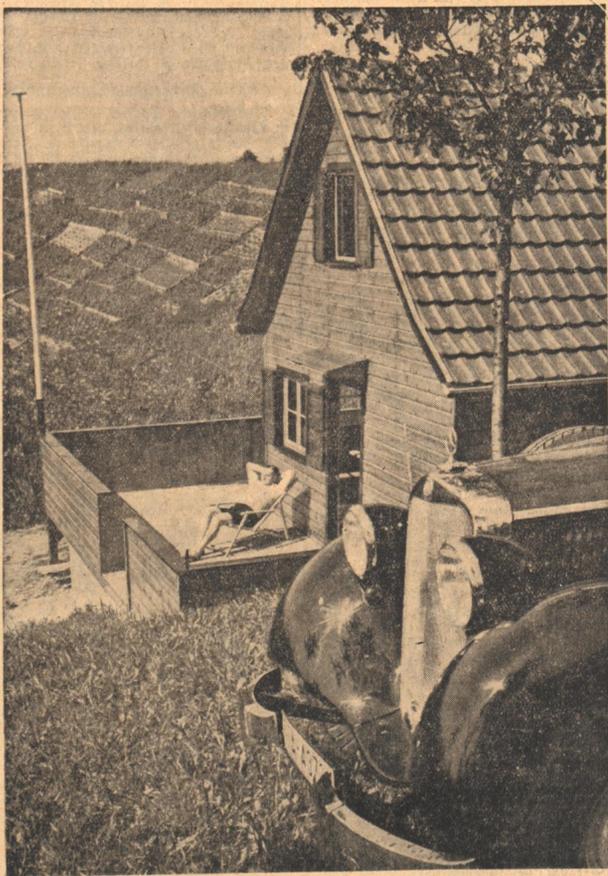
Personen steht sie dorthin, wo Hermann Lang in der nachmittäglichen Hitze eine schotterbeladene Schubkarre auf der selbstangelegten Autoeinfahrt bergaufschiebt. Fest haben die Hände, die sonst das Steuer des Rennwagens halten, die Griffe gepackt. Und an dem frischen Gesicht und den lachenden Augen sieht man, welch guter Herrensängler diese beschauliche Arbeit ist. Es muß noch viel geschafft werden an diesem Nachmittag. In wenigen Tagen schon beginnen die Vorbereitungen zu dem nächsten Rennen. Dann heißt es Wäschlein nehmen von dem Häusle. Und Hermann Lang schwingt weitausholend die Sense über den grünen Rasen; er steigt auf die Leiter, um dürre Zweige der Obstbäume abzuhängen; zwischendurch kippert er ein Glas „Mofcht“ — gut tut das bei der Hitze!

Und wenn er vom nächsten Rennen heimkommt, wird alles fertig eingerichtet sein, mit Lydia, der Mutter und Bolko wird er dann ein paar Tage hier draußen hausen! Pfundig soll das werden! Und Mutter Lang murmelt dazu: „Wenn er nur ericht heimkommt, das ischt mir d' Hauptfach!“

Eva Maria Merd.



Zeichnung: Dr. Karl Leibach



Vor seinem Häuschen im schönen Remstal

Aufnahmen: B. Holtmann (5)

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Köhler und Fred Seez, Karlsruhe

## HUMOR DES AUSLANDES

Die Ferienwanderung



Sie: „Haben wir da nicht Glück gehabt, Liebster, daß wir gleich am ersten Tage unserer Wanderung so wundervolle antike Sachen ausfindig gemacht haben?“ (Die Sumorin)

Auf der Eisenbahn

„Das ist kein Abteil für Raucher, mein Herr!“ sagt der Schaffner. „Ich bin kein Raucher.“ „Sie rauchen aber doch!“ „Ja, aber nur ausnahmsweise.“ (Ric et Rac)

Befehl

Charles kam ins Café. Ein hübschliches Mädchen saß an einem Tisch. Charles ging darauf zu. „Gestatten?“ „Bedauere, befehlt!“ „Der Tisch?“ „Nein, ich!“ (Paris Court)

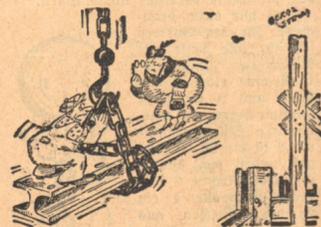


„Und dabei gehe ich jede Wette ein, daß Sie die ganzen Ferien in ihrem Babelfestium verbringen wird.“ (Everybody)

Schadenfreude

Jones flieg in das Abteil und lachte in einem fort. Die anderen Reisenden staunten. Endlich prufte er heraus: „Diesmal habe ich's denen aber gegeben!“ „Wem haben Sie etwas gegeben?“ fragte einer.

„Der Eisenbahngesellschaft!“ schüttelte sich Jones. Die haben mich mehrere Male ohne Karte geschmarrt, aber heute habe ich eine Rückfahrkarte genommen — und fahre gar nicht zurück!“ (Boston Transit)

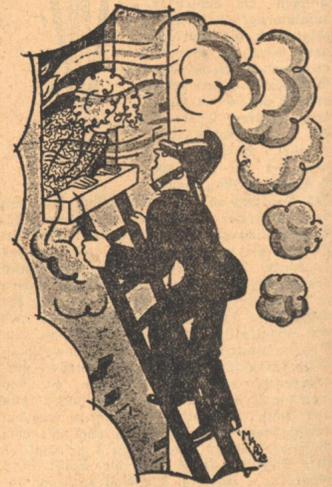


„Um Gottes willen, Madam — dies ist doch kein Aufzug!“ (Ric et Rac)

Er weiß Bescheid

Mutter: „Wenn du unbedingt mitgehen wolltest zum Fischen, warum bist du denn nicht vorher zu mir gekommen und hast mich gefragt?“

Söhnchen: „Weil ich unbedingt mitgehen wollte zum Fischen!“ (Tit-Bits)



„Ich hab' das Feuer angelegt — ich mußte dich vor morgen nochmal sehen!“ (Everybody)